

Frank Helzel

KINDHEIT UND JUGEND IN RANDZONEN DER KOLONIALISIERTEN LEBENSWELT
TEIL 2:
LITERATUR VON DIDIER ERIBON, ANNIE ERNAUX, ABDULRAZAK GURNAH,
ÉDOUARD LOUIS, KIM DE L'HORIZON UND SZCZEPAN TWARDUCH

Bad Wildungen, Januar 2023

Römisch-deutsche Kaiserkrone, Schwesternhaube, Turban, offenes und bedecktes Haar, Bart und Bartlosigkeit, schattierte Augenfarbe auf schattierter weiß-dunkler Haut in einem jungen männlich-weiblichen Gesicht (Bill C. Ray):

Bennewitz / Eming / Traulsen (Hg.)

Gender Studies - Queer Studies - Intersektionalität

Eine Zwischenbilanz aus mediävistischer Perspektive



Gender Studies – Queer Studies – Intersektionalität

Eine Zwischenbilanz aus mediävistischer Perspektive, Ingrid Bennewitz (Hg.), Jutta Eming (Hg.), Johannes Traulsen (Hg.). Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung, Band 25,

2019

(Verlagsmitteilung: Der Band versammelt aktuelle mediävistische Forschungsansätze aus den Bereichen der Gender Studies, der Queer Studies und der Intersektionalitätsforschung. Der Horizont relevanter Fragestellungen, die sich mit diesen Theoriebildungen in den letzten Jahren und Jahrzehnten ergeben haben, ist weit gespannt. Die vorliegenden Beiträge prägt eine doppelte Agenda: einerseits die Fortschreibung der traditionsreichen Gender Studies in Auseinandersetzung mit den neuen Ansätzen, andererseits die Öffnung des Forschungsfelds in die neuen Richtungen mit dem Ziel, eine möglichst umfassende Auseinandersetzung mit Differenzlogiken und -kategorien der mittelalterlichen Literatur zu ermöglichen.)¹

¹ Man gehe einmal ins 17. Jahrhundert zu [Der abenteuerliche Simplicissimus](#) und lese, was aus diesem großen Roman deutscher Literatur alles an Queernis-Erfahrungen herauszulesen ist: [Sehr humoristisch, homo- und intersexuell – queer.de](#).

Inhaltsverzeichnis

Vorbemerkung: „Gute Familienväter“ als Gewaltherrscher in ihren Familien.....	5
1 Mit Abdulrazak Gurnah in Deutsch-Ostafrika.....	10
1.1 Die Deutschen unterwegs nach Afrika.....	10
1.2 Zum Inhalt von „Nachleben“ (2020 /dt. 2022).....	13
1.3 Hamza bei der deutschen Schutztruppe.....	16
1.4 Nachleben.....	20
2 Kolonialisierte Lebenswelten und Geschlechtsrollen im patriarchalen Erbe.....	22
3 Autofiktionale Klartexte aus Frankreich.....	26
3.1 Edouard Louis (*1992) als öffentliche Person.....	26
Exkurs: Lexikalisches zum Schamgefühl.....	31
3.2 Annie Ernaux’ „Erinnerung eines Mädchens“ in ethnologisch-soziologischer Perspektive...	33
3.3 Mit Didier Eribon <i>zurück nach Reims</i> (2009 / dt. 2016).....	39
4 Grenzüberschreitungen.....	43
4.1 Eine „Transe“ als „mensch“ in Kim de l’Horizons „Blutbuch“.....	43
4.2 Mit Szczepan Twardoch 1918/19 im revolutionären Berlin.....	48
Nachbemerkung: Wie soll das gehen, das Patriarchat verlernen?.....	53

phenomenelle² des Tages: Simone Weil

Posted on 24. August 2013 by Sabine Arnolds in informelle, LeStory 0 Comments

Simone Weil (3.2.1909–24.8.1943)



[Simone de Beauvoir](#) beneidete sie um ihr großes Herz, Heinrich Böll lag sie wie eine Prophetin auf der Seele, [Susan Sontag](#) beschrieb sie als eine der kompromisslosesten und beunruhigendsten Zeuginnen der modernen Arbeit des Geistes. Während ihres kurzen Lebens ist sie Lehrerin, Fabrikarbeiterin, Journalistin, Gewerkschafterin, Revolutionärin, Widerstandskämpferin, Anarchistin, Mystikerin und vor allem

Philosophin.

Weil wird in eine gebildete jüdische Pariser Familie geboren. Die Eltern sind Freidenker und erziehen ihre Kinder entsprechend. Sprachlich begabt, lernt Weil mit 4 Jahren bereits lesen. Doch oft ist sie krank und verweigert nicht selten das Essen. Mit 16 liest sie bereits Platon, Descartes, Kant oder Marx und schreibt erste eigene Abhandlungen. Sie studiert an einer der besten Universitäten Europas in Paris Philosophie.

Eine eigenwillige Lehrerin eckt an

Nach dem Studium unterrichtet sie an einem Mädchengymnasium. Kritik an ihr und ihren Methoden begleiten ihre Laufbahn als Lehrerin. So setzt sie sich für Arbeiter_innen ein und läuft an der Spitze von Protestmärschen. Regelmäßig teilt sie ihr Gehalt zur Hälfte mit Arbeitslosen. Im Unterricht bezeichnet sie auch schon einmal die Ehe als „eine vom Gesetz gebilligte Prostitution“. Eigene Beziehungen – weder zu Männern noch Frauen – ging sie wohl keine ein.

1934 legt sie ein Sabbat-Jahr ein, um die Bedingungen kennenzulernen, unter denen Arbeiter_innen leben. Die Akkord-Arbeit und der Lärm in der Elektrofabrik verschlechtern ihren Gesundheitszustand. Ohnehin leidet sie seit Ende der 20er Jahre an ständigen Kopfschmerzen. Sie wird entlassen, findet Arbeit in einer anderen Fabrik, doch ihre „Fabrik-Karriere“ endet als Arbeitslose.

Obwohl eigentlich Pazifistin geht sie in den Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten einer anarchistischen Gruppe. Als die Deutschen Frankreich besetzen, flieht sie zunächst nach Marseille in den unbesetzten Teil des Landes und schließlich nach England. Dort wird sie Teil der Résistance, gerät aber schnell in Konflikt mit de Gaulle. Sie erkrankt an Tuberkulose und stirbt mit nur 34 Jahren.

Auf der Suche nach Wahrheit und Gerechtigkeit

In zahlreichen Artikeln, Essays und Schriften setzt sie sich mit politischen und religiösen Fragen auseinander. Einiges scheint auf den ersten Blick widersprüchlich, was sich auch heute noch in manchen Rezensionen in Unverständnis widerspiegelt. Die Suche nach Wahrheit und ihr bedingungsloses Engagement für gerechte Verhältnisse ziehen sich aber durch das Werk. Ihre Gottessuche führt sie zum Katholizismus, obwohl sie die Kirche selbst ablehnt. Sie plädiert dafür, Politik zu individualisieren und Parteien abzuschaffen. Staat und jede andere Form von Gemeinschaft haben für sie vor allem den Zweck, Krieg und Unterdrückung von Einzelnen zu verhindern.

² „phenomenelle ist das Online-Magazin für Lesben, Bisexuelle und alle Frauen, die Frauen lieben“ ([Über uns – phenomenelle](#)) – Abgerufen am 24.11.2022).

VORBEMERKUNG: „GUTE FAMILIENVÄTER“ ALS GEWALTHERRSCHER IN IHREN FAMILIEN

„Eine rohe Grunddefinition der Geschlechtlichkeit und ihres Lebenssinnes lautet, dass Mann und Frau je einen Transportbehälter für einen Gensatz darstellen, der weiterzugeben sei, damit er in neuer Kombination für das Fortbestehen der Gattung Sorge, unter welchen Voraussetzungen auch immer es zur Paarung kommt. Die Paarung kann nämlich bereits das Einfallstor für Gewalt sein, damit dem Ziel der Weitergabe Folge geleistet werde. Das mag nicht der einzige Grund dafür sein, dass über diesen Akt ein Schleier der Scham geworfen ist, seit Menschen vom Baum der Erkenntnis gegessen haben, zu Bewusstsein gekommen sind und einander als Mann und Frau „erkennen“, wie es im Alten Testament heißt.

Jeder menschliche Neuanfang entgeht also nicht einem grundsätzlichen Zwielficht, da der Neuanfang bei denen, die ihn auslösen, gleichzeitig auch das Erledigen von etwas gewissermaßen Abzugeltem bedeutet, in dem ihre Sterblichkeit eingeschrieben ist. Wie immer Menschen sich davor zu schützen versuchen, das Vergehen als Soll ihres Lebens in die Perspektive ihrer Selbstbetrachtung aufzunehmen, so kann es, positiv gewendet, bei Karl Marx in einen geschichtlichen Entwurf eingepasst werden, der heute noch utopischer wirkt als zur Zeit seiner Formulierung: „Selbst eine ganze Gesellschaft, eine Nation, ja alle gleichzeitigen Nationen zusammengenommen sind nicht Eigentümer der Erde. Sie sind nur ihre Besitzer, ihre Nutznießer, haben sie als boni patres familias (gute Familienväter) den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen“ (MEW, Bd. 25, S. 784).

Unberührt davon bleibt, dass menschliches Leben und alle in der Natur gegebenen Lebens- und Stoffwechselforgänge wie auch Wetterphänomene, Erdbeben, Vulkanausbrüche, Meteoriteneinschläge und andere im Kosmos stattfindende Ereignisse immer von Gewalt begleitet und in sie eingebettet sind. Diese Einsicht macht den Paradiesmythos mit einem gewalt- und sündefreien Garten Eden so verführerisch.“

So beginnt Teil 1, der hier mit anderer Schwerpunktsetzung fortgesetzt wird und an das anschließt, was in dem Zitat von Karl Marx zu problematisieren ist. Marx spricht nämlich vom tonangebenden Patriarchat im Ablauf der Generationen in der von ihm beschriebenen Klassengesellschaft, verkörpert in den *boni patres familias*.

Im patriarchalischen Verständnis hat der Vater die Macht nicht nur im Geschlechterverhältnis, sondern auch in der Erziehung der Kinder. Und Erziehung ist immer ein besonderes Gewaltverhältnis, solange die Kinder unmündig sind. Der 1931 geborene, aus Oberschlesien stammende Horst Eckert alias [Janosch](#), hat die in diesem von der katholischen Kirche gestützten und geförderten Verhältnis enthaltene Gewalt leibhaftig erfahren und hielt das verschiedentlich fest, weil es ihn offenbar bis weit ins Erwachsenenleben verfolgte. 1991 verkörpert es sich in seinem Protagonisten Zdenek im Roman „Polski Blues“:

„Also unser Zdenek wurde geboren in dieser Gegend, zehn Kilometer weg von Kuźnice vor ... na, ungefähr vierundsechzig Jahren. Vater Viehhändler und bestialischer Säufer mit Ringen an den Fingern, die Mutter ein Kind. Siebzehn bei der Geburt von Zdenek. (...) Unser Zdenek wurde in finsternen Stuben eingeschlossen, und der Teufel war bei ihm, um ihn zu strafen. Währenddessen soff mein Vater wie eine Sau, zertrümmerte die Möbel, schlug meine Mutter, und sie schlug mich, aber als ich sieben war und die ersten Sätze lesen konnte, überließ man mich der kirchlichen Erziehung““ (S. 133 ff.). Gott war nicht mehr zu entgehen, denn er sah alles, vor allem das „Unkeusche“ im Denken, Reden, Anschauen und Tun. Unzählbare, allgegenwärtige Sünden, an deren Ende die ewige Verdammnis drohte. In Zdenek bricht ein Staudamm: „An Sonntagen, wenn ich Kirchenglocken höre, bekomme ich noch heute Magenschmerzen. Rieche ich Weihrauch, wird mir übel. (...) Sie erzeugen ein Gefühl der Erbärmlichkeit, machen den Menschen minderwertig.

Weil sie ihn so brauchen. Weil sie ihm dann vermeintliche Erlösung verkaufen können“ (S. 139 ff.).³

Das, was unter „[Schwarzer Pädagogik](#)“ bei Katharina Rutschky als „*Naturgeschichte der bürgerlichen Erziehung*“ vorgestellt wird, findet bei Janosch in einem eher proletarischen Milieu im oberschlesischen Kohleabbaugebiet in einem Haus statt, in das Strom und fließendes Wasser noch nicht hingekommen sind, und später in kirchlicher Erziehung.⁴

Es sei zu dem etwas älteren ungarischen Schriftsteller [Imre Kertész](#) (*1929) gewechselt, der sich nach seinen Erfahrungen mit häufigen öffentlichen Auftritten als Zeuge für das den Juden angetane Verbrechen gegen Lebensende einen „Holocaust-Clown“ nannte. In seinem Roman „[Kaddisch für ein nicht geborenes Kind](#)“ weigert sich sein Ich-Erzähler als Überlebender von Auschwitz, mit seiner Frau ein Kind in die Welt zu setzen, und lässt darüber seine Ehe scheitern. Denn er sieht sich als verkörpertes Sinnbild und Erfüllung des Patriarchalen, wie er es in Schule, Internat und bei seinem Vater erfahren hat. In seinem Überleben lebt es fort. Das einst besuchte Internat mit seinen Ritualen erscheint ihm als „*vatervertretendes Vaterinternat*“ und manche Strafen, wenn sie sich auf Äußerungen des Geschlechtlichen beziehen und etwa ein verstecktes Liebespaar bloßgestellt werden soll, als „*öffentliche Kastration, die, um uns einzuschüchtern, unter unserer Mitwirkung geschah, das heißt, wir wirkten mit, als man einen unserer Kameraden zu unserer Einschüchterung kastrierte, das heißt, man machte uns durch diesen Akt zu extrem pervertierten Teilnehmern eines extrem perversen Aktes (...)*“ (S. 139 der Rowohlt-Ausgabe von 1992). „*Aus dieser im Grunde genommen doch kühleren und unpersönlicheren und eigentlich berechenbareren Welt der pädagogischen Diktatur geriet ich dann plötzlich unter eine paternale, warmherzige Schreckensherrschaft, im Alter von zehn Jahren nämlich nahm mein Vater mich zu sich (...)*“ (ebd., S. 142). „[Auschwitz](#) (...) erschien mir später bloß als Übertreibung jener Tugenden, zu denen ich von frühester Kindheit erzogen worden war. Ja, damals, mit meiner Kindheit, mit der Erziehung begann das unverzeihliche Gebrochenwerden, mein nie überlebtes Überleben (...)“ (ebd., S. 146).

Das ist eine präzise Beschreibung der „Schwarzen Pädagogik“, in der das Erbe der Aufklärung, das sie übernommen zu haben und zu pflegen vorgab, verraten und ins Gegenteil verkehrt wurde.

Auf eine ganz andere, nämlich eine historische Persönlichkeit mit Karriere im Nationalsozialismus sei die Aufmerksamkeit mit [Odilo Globocnik](#) (* 21. April 1904 in Triest [damals Österreich-Ungarn]; † 31. Mai 1945 in Paternion, Kärnten) gelenkt, auf den fast sämtliche Kriterien der [autoritären Persönlichkeit](#) zuzutreffen scheinen⁵ und von dem es heißt, er sei „*Himmels Vorposten im Osten*“ (Peter Black) gewesen, weil er „*wie kein Zweiter für die Kolonisation im Osten geschaffen*“ war (Himmler in einem Brief 1943). Er ist einer der mit Vollmachten ausgestatteten, überzeugten Befehlsempfänger, auf die eine Beobachtung von Götz Aly und Susanne Heim zutrifft, nämlich im Rahmen seiner Selbstverwirklichung in der von ihm verlangten kolonialistischen Eroberung und im Völkermord seine Aufgaben übererfüllen zu können.⁶ Dabei war er immer auf

³ Siehe dazu [Auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen. Teil 2](#), S. 54-59.

⁴ Ebd., S. 60-64.

⁵ Siegfried J. Pucher, „... in der Bewegung führend tätig“, Drava Verlag, Klagenfurt 1997, S. 164 f.

⁶ Zur NS-Expansionsphase in Osteuropa gehören zahlreiche Berichte über die Entscheidungsfreiheit bei der Ausführung großzügig formulierter und interpretierbarer Befehle nicht nur im militärischen Zusammenhang, sondern ausdrücklicher bei den vorzunehmenden Maßnahmen in den besetzten Gebieten. (Siehe dazu auch Götz Aly/Susanne Heim, *Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung*, Fischer, Frankfurt a. M. 1995, S. 288 f.) – Dazu auch Christian Gerlach, *Der Mord an den europäischen Juden. Ursachen, Ereignisse, Dimensionen*, C. H. Beck, München 2017, S. 138 f. Gerlach verweist dort auch auf frühere deutsche Kolonialkriege, in denen ähnlich verfahren wurde, wie er insgesamt den Krieg im Osten als Krieg versteht, der den europäischen Kolonialismus zum Hintergrund hat. Dabei beruft er sich auch auf Aimé Césaire und dessen Einschätzung Hitlers, der den Kolonialismus auf den „weißen Menschen“ in Europa übertragen habe, was man ihm nicht verzeihen habe (S. 175). Tocqueville hatte schon für die Eroberung von Algerien 1849 Folgendes festgestellt: „**Die Kolonien aller europäischen Völker bieten das gleiche Spektakel. Der Anteil des Individuums ist überall viel größer als im Mutterland, anstatt**

seine Vorteile und sein gutes Leben bedacht, zu dem es auch gehörte, dass er promisk lebte und eine versprochene Heirat über eine erste 17-jährige Verlobungszeit nicht einlöste, bis er schließlich wegen des immer wieder erneuerten Insistierens seiner Vorgesetzten, sich zu binden, 1944 mit der erforderlichen Zustimmung Himmlers im Oktober 1944 eine Kärtner BDM-Führerin heiratete. Als Ehemann und Familienvater glaubte man ihn besser in den NS-Verhaltenskodex einbinden zu können.

Als er Schüler war, passte er sich immerhin so an, dass er in der Militär-Unterrealschule in Sankt Pölten bescheinigt bekam, „*recht begabt, sehr fleißig*“, mit „*sehr anständigen und gefälligen Umgangsformen*“ und „*musterhafter Adjustierung*“ ausgestattet zu sein. Von seinem Temperament heißt es, er soll „*ernst, willig, verlässlich, heiter, strebsam und artig*“ gewesen sein.⁷

Es ist bemerkenswert wie gleichzeitig erschreckend, dass diese äußerst positive Aufzählung auch die „*musterhafte Adjustierung*“, das heißt Anpassung einschließt und darin die spätere entfaltete autoritäre Persönlichkeit ausgestattet und beschlossen liegt. Die Beurteilung Globocniks durch [Maximilian von Herff](#), Chef des SS-Personalhauptamtes, vom Mai 1943 hält Folgendes fest:

„*Vollnatur mit all ihren großen Licht- und Schattenseiten. Wenig auf das Äußerliche geben, fanatisch von der Aufgabe besessen, bin ins Letzte für die einsetzend ohne Rücksicht auf Gesundheit oder äußerlichen Dank. Einer der besten und stärksten Pioniere im GG (Generalgouvernement in Polen). Verantwortungsbewusst, mutig. Tatsachenmensch. Sein Draufgängertum lässt ihn oft die gegebenen Grenzen vergessen, jedoch nicht aus persönlichem Ehrgeiz, sondern vielmehr um der Sache wegen. Der Erfolg spricht unbedingt für ihn. [...] Wichtig ist, dass SS-Gruf. Globocnik bald heiratet, um in diesem ruhelosen, ihn zermürbenden Pionierleben einen festen Pol in Heim und Frau zu haben. Dies würde unbedingt dazu beitragen, dass SS-Gruf. Globocnik mehr haushält mit seinen Kräften und damit heranreift für größere Aufgaben, zu denen er unbedingt das Zeug hat.*“⁸



Globocnik ist seit den 1990er Jahren immer wieder einmal als literarische Gestalt in Romanen aufgetaucht, zuletzt bei dem wie Globocnik in Triest geborenen [Claudio Magris](#) 2015 / dt. 2017 in „Non luogo a procedere“ / „Verfahren eingestellt“. In diesem Roman tritt Globocnik – von Himmler und seinesgleichen auch „Globus“ genannt – im Triester [Schloss Miramare](#) bei der Feier von

dort kleiner zu sein. Seine Handlungsfreiheit ist weniger eingeschränkt. Das muss uns als eine Lehre dienen.“

7 Siegfried J. Pucher, „...in der Bewegung führend tätig“. *Odilo Globocnik – Kämpfer für den „Anschluss“*, *Vollstrecker des Holocaust*, Drava, Klagenfurt 1997, S. 18.

8 Peter Black, *Odilo Globocnik – Himmlers Vorposten im Osten*. In: Roland Smelser u. a. (Hrsg.), *Die braune Elite II. 21 weitere biographische Skizzen*, Darmstadt 1993. S.103. (<https://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/odilo-globocnik/>)

Führers Geburtstag am 20. April 1945 auf.⁹ Magris führt ihn vor, wie er ein im Schloss hängendes Gemälde von einem Sklavinnenmarkt in Smyrna mit Kennermiene betrachtet. Zu fortgeschrittener Stunde und nach einigem Alkoholgenuss landet er in der aus dem Ruder laufenden Feier rücklings auf dem Boden, „*das Mädchen rittlings auf ihm*“, bis es „*verschwitzt vom Pferd*“ steigt (S. 240 f.).

Während Janosch oder Kertész ihren Platz in der autoritären Welt reflektieren und für sich aufarbeiten wollten und konnten, aber auch nie zu den Tätern der NS-Diktatur gehörten, konzentrierte sich die Selbstbeobachtung bei Globocnik darauf, wann für ihn der Tag gekommen war, die stets mitgeführte Zyankalikapfel zu zerbeißen. Das geschah für den einstmals *recht begabten, sehr fleißigen*, mit „*sehr anständigen und gefälligen Umgangsformen*“ und „*musterhafter Adjustierung*“ ausgestatteten *ernsten, willigen, verlässlichen, heiteren, strebsamen und artigen* Schüler und den erwachsenen, lebenslangen NS-Gefolgsmann am 31. Mai 1945, als er am Morgen, von Triest zurück nach Kärnten geflüchtet, von einem britischen Kommando gefangen und verhört wurde. Gegen 11.30 Uhr setzte er seinem Leben ein Ende,¹⁰ und am gleichen Tag wurde er auf der „*Sautrattn*“, einem Gemeinschaftsacker nahe Kaming, dem Heimatort des Schriftstellers [Josef Winkler](#), verscharrt.¹¹ Winkler verarbeitete das ihm spät bekannt gewordene Ende Globocniks 2017 dramatisch auch in Auseinandersetzung mit seinem übermächtigen Vaterbild in seinem Stück „*Lass dich heimgeigen, Vater oder Den Tod ins Herz mir schreibe*“.

Wo also bleiben die „*boni patres familias*“, die ein Auge darauf haben, dass wir unsere menschlichen Belange nur so klären können, wenn wir es in dem Bewusstsein tun, dass Väter in ihren Familien allein eine zu unzuverlässige Bezugsgröße dafür sind, die Erde „*den nachfolgenden Generationen verbessert zu hinterlassen*“? Können sie im gesamtgesellschaftlichen Zusammenhang überhaupt die richtige Adresse sein? Denn der „*bonus pater familias*“ ist nur eine der Rollen, mit denen sich die Männer in den außerfamiliären Sphären in der Öffentlichkeit und am Arbeitsplatz einzubringen haben. In der Gegenwart ist außerdem seit den „*Gender-Studies*“, dem Blick auf Multikulturalismus und Identitätspolitik, insgesamt auf die [Neuen Sozialen Bewegungen](#) das Geschlechterspektrum erheblich differenzierter und erweitert worden, und auch Familienväter sind nicht davor bewahrt, über ihre Geschlechtsrolle nachzudenken,¹² bevor sie sich auf Gedanken über die nachfolgenden Generationen einlassen können.

Denn die vom Patriarchat eingerichteten Schwellen werden nicht so leicht und schnell überschritten, ohne dass seine toxischen Machtstrukturen endgültig überwunden wären. Deshalb immer wieder nachlegen, damit das Patriarchat verlernt werde: „*Unlearn Patriarchy*“: „*Obwohl wir inzwischen im 21. Jahrhundert leben, herrscht noch immer das Patriarchat. Warum zur Hölle ist das so? Und was kann jede:r persönlich dazu beitragen, die häufig unbewussten toxischen Strukturen zu erkennen und aufzulösen? Dieser Sammelband mit bekannten Autor:innen bietet Hilfestellung. Sich gegen das Patriarchat zur Wehr zu setzen, ist besonders im Alltag schwierig. Denn Vieles ist uns so vertraut, dass wir es gar nicht hinterfragen. Sogar bekennende Feminist:innen tapfen immer wieder in die gleichen Fallen. Wir schließen Frauen durch Sprache aus, folgen*

9 Claudio Magris, Verfahren eingestellt, dtv, München 2019, Kapitel 37. – Globocnik war von Himmler 1943 zum Höheren Polizei- und SS-Führer für die von Triest beaufsichtigte „[Operationszone Adriatisches Küstenland](#)“ ernannt worden. Er sprach auch Italienisch.

10 Denn nach Himmlers Vorgaben vom 8. November 1938 in München hatte ein SS-Mann in einer von ihm nicht mehr zu beherrschenden Situation seinem Leben ein Ende zu setzen: „*Ich habe dem Kommandeur der Standarte ‚Deutschland‘ gesagt, ich halte es für richtig – und das gilt auch für jeden kommenden Krieg –, dass es niemals einen gefangenen SS-Mann geben darf. Er hat vorher mit seinem Leben Schluss zu machen. Es wird auch bei uns keine Gefangenen geben. Kriege der Zukunft sind nicht ein Geplänkel, sondern eine Auseinandersetzung der Völker auf Leben und Tod.*“

11 [Josef Winkler im Interview: "Das Skelett hat gepackt" | Kleine Zeitung](#) (2.12.2022).

12 Siehe dazu z. B. auch „[Im Kellerwald und auf dem Zauberberg](#) – In der Liebeslehre bei Richard Wagner, Dr. med. Hermann Paull, Heinrich Himmler und Thomas Mann“.

veralteten Vorstellungen von einer glücklichen Kleinfamilie inklusive traditionellen Rollenbildern. Oder wir passen uns männergemachten und kapitalistischen Strukturen an, wenn wir im Beruf erfolgreich sein wollen. Die Beitragenden der Anthologie UNLEARN PATRIARCHY berichten von ihren Erfahrungen und spüren eigenen fatalen Denkmustern nach. Sie zeigen, wie über alle Gesellschaftsbereiche hinweg von Sprache und Liebe über Arbeit bis hin zu Politik, Bildung oder Identität die patriarchalen Handlungsmuster gebrochen werden können und ein besseres Leben für alle möglich wird.“¹³

In den folgenden Kapiteln soll in einschlägiger Literatur den hier angeschnittenen Themen nachgegangen werden, wobei die kolonialisierten Lebensverhältnisse in der in Frankreich nach wie vor auffälligen patriarchalen Klassengesellschaft in den Mittelpunkt rücken. Dafür ausgewählt sind hier Romane von Didier Eribon, Annie Ernaux und Édouard Louis, in einem weiteren Schritt Kim de l’Horizon und Szczepan Twardoch.

Der zu Anfang ausgewählte Roman „Nachleben“ (2020 / dt. 2022) von [Abdulrazak Gurnah](#), dem 1968 nach England geflohenen muslimisch-arabischstämmigen Schriftsteller aus [Sansibar](#) (Tansania), fällt dabei aus der Reihe. In ihm wird noch einmal aus der Rückschau der europäische Kolonialismus in Ostafrika und sein Ende in Gestalt des deutschen und des britischen auf den Plan gerufen. Er traf dort auf eine ebenfalls patriarchalisch strukturierte kolonialisierte Lebenswelt, die jedoch noch mehrheitlich stammesgesellschaftlich ausgerichtet war, während in den Küstenregionen mit ihren Hafentorten am Indischen Ozean mit jeweils eigenen händlerischen Schwerpunkten arabische und indische Einflüsse dominierten, die bis ins Hinterland reichten.

13 [Unlearn Patriarchy - Hardcover | ULLSTEIN](#).

1 MIT ABDULRAZAK GURNAH IN [DEUTSCH-OSTAFRIKA](#) ¹⁴

1.1 DIE DEUTSCHEN UNTERWEGS NACH AFRIKA ¹⁵



DEUTSCH-OSTAFRIKA, LANDKARTE 1912

Deutschland war erst 1871 zum Nationalstaat in Gestalt des „Deutschen Reiches“ unter der Führung Preußens geworden, eine „[verspätete Nation](#)“. Bis dahin hatten andere europäische Nationalstaaten in Übersee und zuletzt in Afrika schon ihre Pflöcke eingeschlagen und außer ihren eigenen

¹⁴ Neuerdings fällt ein neuer Blick vom Überseekolonialismus auf den ihn ablösenden deutschen Kontinental-kolonialismus im Zusammenhang mit dem seit dem 24. Februar 2022 deutlicher in Erscheinung getretenen Ukraine-Krieg: [Holocaust, Kolonialismus und NS-Imperialismus | bpb.de](#): Frank Bajohr, Rachel O'Sullivan: Holocaust, Kolonialismus und NS-Imperialismus. Wissenschaftliche Forschung im Schatten einer polemischen Debatte, 21.4.2022.

¹⁵ Ein Überblick: [Ausbreitung des Kolonialismus | bpb.de](#) (11.12.2022).

Kolonisten auch deutsche Auswanderer aufgenommen. In den deutschen Kleinstaaten war es schon Ende des 17. Jahrhunderts [William Penn](#), der dort für seine neue Siedlung Pennsylvania in Nordamerika um Auswanderer warb. Im 19. Jahrhundert war es der amerikaerfahrene Rückwanderer [Friedrich List](#), der sich vergeblich darum bemühte, die zur Auswanderung entschlossenen Mitbürger im Lande zu halten, damit sie in Deutschland selbst ihre Arbeitskraft einbringen konnten, ohne fremde Volkswirtschaften zu stärken. Er scheiterte. Erst mit der Nationalstaatsgründung war eine Basis für eine Volkswirtschaft geschaffen, um konkurrierend neben andere europäische Nationen zu treten. Zum imperialen Schritt über die Nationalstaatsgrenzen hinaus bedurfte es zunächst der privaten Initiative, denn unter den westlichen europäischen Nationalstaaten fand bereits der [Wettlauf um Afrika](#) statt, bei dem Deutschland nicht mehr leer ausgehen wollte. Bis dahin hatte man sich damit begnügt, dass preußische Historiker schon zu Beginn des Jahrhunderts darauf hingewiesen hatten, dass die mittelalterliche Ostsiedlungsbewegung „Ostkolonisation“ gewesen sei, man deshalb zu den kolonisierenden Völkern gehöre und mit der Entstehung von Preußen und seinen Landesteilen zur Erweiterung Deutschlands beigetragen habe. Unabhängig davon verfolgte man jedoch das ganze Jahrhundert über, wie mit dem Bevölkerungsanstieg eine ständig wachsende Anzahl Auswanderer die deutschen Kleinstaaten verließ. Darüber hinaus waren deutsche Reisende an der Erforschung der noch unbekanntenen Regionen Afrikas beteiligt, und um die Interessen und Erfahrungen in Übersee zu bündeln, wurde noch vor der Berliner [Kongokonferenz](#) (1884/85) die [Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft](#) gegründet.

Christoph Kamissek ist vor Kurzem der deutschen Kolonialbegeisterung weiter nachgegangen und beschreibt 2018 unter dem Titel „Kriegslust und Fernweh. Deutsche Soldaten zwischen militärischem Internationalismus und imperialer Nation (1770-1870)“, mit welcher Aufmerksamkeit die deutsche Öffentlichkeit darüber informiert wurde, was etwa unter den Zaren im Kaukasus für imperiale Kriegszüge stattfanden und wie seit 1830 Frankreich in Algerien Fuß zu fassen versuchte.¹⁶ In Kapitel 6.2 „Doppelter Imperialismus: Die militärische ‚Reichsgründergeneration‘ zwischen Osteuropa und Afrika“ stellt er als Schlüsselfigur sowohl für den damals schon anvisierten Kontinentalimperialismus in Richtung Polen und Russland zwischen Weichsel, Dnjepr und Kaukasus wie auch für den Kolonialerwerb in Übersee [Eduard von Liebert](#) (1850-1934) vor.¹⁷ Liebert war dann zeitweise Gouverneur in Deutsch-Ostafrika. Nach dem Verlust der Kolonien am Ende des Ersten Weltkriegs trat er 1929 der NSDAP bei. Eine weitere Rolle bei der Brückenbildung zwischen Erstem und Zweitem Weltkrieg und der weiteren Verschiebung des Kolonialinteresses in Richtung Osten kam dann dem Baltikumskämpfer [Rüdiger von der Goltz](#) zu, nachdem es im Ersten Weltkrieg mit dem „Land [Ober Ost](#)“ schon eine erste Militärkolonie gegeben hatte.¹⁸

Zu den hier zwischen 19. und 20. Jahrhundert sichtbar gewordenen deutschen Kontinuitäten gehört auch das Absingen des Liedes der [Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika](#), nachdem das Liedgut zum „Unternehmen Barbarossa“ mit Ausgriff in den Osten nach 1945 in der Versenkung verschwunden war. Es entstammt mit seinem Text von 1916 von Hans Anton Aschenborn der deutschen Spätphase des „Wettlaufs um Afrika“, das mit der zu Ende gegangenen deutschen Kolonialgeschichte in Übersee 1921 afrikanische Erinnerungen sentimental verklärt. Auch in der 1955 gegründeten Bundeswehr gehörte es bis in die 1960er Jahre zum Liedgut beim Marschieren.¹⁹

16 Dafür hatte sich von Argentinien aus auch [Domingo Faustino Sarmiento](#) interessiert. Er fasste es in seinem für die gesamte lateinamerikanische Entwicklung wichtigen Buch „[Barbarei und Zivilisation](#)“ zusammen.

17 Siehe dazu „[Deutsche Bevoelkerungsfantasien und Lebensraumansprüche \(4\)](#)“, S. 38 f.

18 Christoph Kamissek, *Kriegslust und Fernweh. Deutsche Soldaten zwischen militärischem Internationalismus und imperialer Nation (1770-1870)*, campus, Ffm/New York 2018, S. 352.

19 Persönliche Erfahrung und Erinnerung von F. H.

DAS LIED DER SCHUTZTRUPPEN

Wie oft sind wir geschritten (Heia heia Safari) 1921

Wie oft sind wir geschritten
auf schmalem Negerpfad,
wohl durch der Wüste Mitten,
wenn früh der Morgen naht.
Wie lauschten wir dem Klange,
dem altvertrauten Sange
der Träger und [Askari](#):
Heia, heia, Safari.

Steil über Berg und Klüfte,
durch tiefe Urwaldnacht,
wo schwül und feucht die Lüfte
und nie die Sonne lacht.
Durch Steppengräserwogen
sind wir hindurchgezogen
mit Trägern und Askari:
Heia, heia, Safari.

Und saßen wir am Feuer
des Nachts wohl vor dem Zelt,
lag wie in stiller Feier
um uns die nächt'ge Welt.
Und über dunkle Hänge
Tönt es wie ferne Klänge
von Trägern und Askari:
Heia, heia, Safari.

Tret ich die letzte Reise,
die große Fahrt einst an,
auf, singt mir diese Weise
statt Trauerliedern dann.
Daß meinem Jägerohre,
dort vor dem Himmelstore,
Es klingt wie ein Halali:
Heia, heia, Safari.

Text: H. A. Aschenborn (1916)

Musik: Robert Götz (1921)

Dazu JAKOB KNAB 1995:

„Zu den Kameradschaftstreffen der Afrikakämpfer unter Rommel kamen auch die letzten Überlebenden der ehemaligen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika. Allen voran der frühere Befehlshaber, der greise Lettow-Vorbeck, in khakifarbener Uniform, den Orden Pour le mérite am Hals. Die Kameraden stimmten das Lied der alten deutschen Schutztruppe an (...) Lettow-Vorbeck starb am 9.

März 1964 in Hamburg. Am Grab hielt der Bundesminister für Verteidigung, von Hassel, eine Rede: „Der Dank der jungen Generation für das Beispiel, das er in einem voll erfüllten Leben gegeben hat, kann nur darin liegen, dass wir in der Erfüllung unseres Dienstes uns immer an ihn erinnern. Mit diesem Versprechen nimmt die Bundeswehr Abschied von dem unbesiegteten Verteidiger Deutsch Ostafrikas.“²⁰

1.2 ZUM INHALT VON „NACHLEBEN“ (2020 /DT. 2022)

„Azania“ ist ein bis ins Römische Reich zurückreichender geographischer Begriff, der sich auf Ostafrika und den Küstenstreifen zwischen Somalia und Tansania bezieht. Er weist auf frühe Küstenschifffahrt aus dem „Zweistromland“ Mesopotamien und auf arabische Handelstätigkeit hin, die sich im fruchtbaren Landesstreifen zwischen Euphrat und Tigris entwickelten. Mit dem Begriff „Zandsch“ wird er ergänzt. „Zandsch“ ist die arabische Bezeichnung für schwarze Sklaven aus Afrika, die auf den in Mesopotamien eingerichteten Plantagen Früchte anbauten, die für den Fernhandel – siehe [Seidenstraße](#) – bestimmt waren. Sklaven- und Fernhandel ergänzten einander wie Schifffahrt und Karawanen. Das heißt, dass das am Indischen Ozean gelegene Ostafrika eine alte historische Landschaft ist, die längst vielfältigen Einflüssen ausgesetzt war, noch bevor sie ins Spektrum der europäischen Expansion geriet.

Der deutsche Überseekolonialismus war ein spätes Produkt des imperialen Nationalismus und war auf die Phase zwischen den 1880er Jahren und dem Ende des Ersten Weltkrieges begrenzt, hatte also gemessen an der Dauer der Europäischen Expansion seit dem 15. Jahrhundert wie der bis in die 1960er Jahre während belgische eher episodischen Charakter.²¹ Ostafrika musste dabei einen Hintergrund abgeben, in dem auch ohne den europäischen Zugriff genügend Stoff für Reibereien etwa durch den reichhaltigen Gewürzhandel und die fremdländischen Handelsinteressen angelegt war.

Abdulrazak Gurnah, geboren 1948, wird bei den postkolonialen Schriftstellern eingeordnet. Er flüchtete lange nach dem deutschen Kolonialismus in Ostafrika 1968 nach England ins Exil, weil es in Sansibar – im 19. Jahrhundert als Sultanat noch wichtigstes Sklavenhandelszentrum in Ostafrika – zwischen den alteingesessenen Afrikanern und den muslimisch-arabischen und indischen Minoritäten vor allem während der Nationalstaatswerdung von Tansania immer wieder zu Konflikten kam, deren ethnische und religiöse Implikationen noch nicht aufgearbeitet sind.

Der deutsche Kolonialismus in Ostafrika stellt also nur einen der Kolonisationsaspekte dar, denen Ostafrika mit diesem Küstenstreifen über die Jahrhunderte ausgesetzt war. Auch im schriftstellerischen Werk Gurnahs wird er ausdrücklich erst 2020 in „Afterlives“ / dt. „Nachleben“ thematisiert.²²

Der vierteilige Aufbau des Romans mit 15 durchnummerierten Abschnitten zeigt, dass der deutsche Kolonialismus in Ostafrika nur verschieden gewichtige Lebensabschnitte der Protagonisten und vor allem von deren *Nachleben* zwischen dem Ende der 1880er und 1960er Jahre prägt. Der jüngste, Ilyas, wird 1924, also sechs Jahre nach Kriegsende geboren, bekommt den Namen seines verschollenen Onkels mütterlicherseits und spürt nach dem Zweiten Weltkrieg bei einer Reise nach

20 Jakob Knab, *Falsche Glorie. Das Traditionsverständnis der Bundeswehr*, Ch. Links, Berlin 1995, S. 52.

21 Etwas ganz anderes, aber vom Überseekolonialismus verschüttet, ist der sich seit dem 10. Jahrhundert ergebende deutsche Kontinentalexpanzionismus nach Osten mit der mittelalterlichen und der späteren, von Preußen ausgehenden Ostsiedlungsbewegung, die nichtsdestoweniger, wie Christoph Kamissek zeigt, parallel zum dann bevorzugten Überseekolonialismus im 19. Jahrhundert auch kolonialistisch ins Auge gefasst war und wiederbelebt werden sollte, ehe sie zum Stimulus der NS-Planungen für den [Generalplan Ost](#) und zu Himmlers „[Programm Heinrich](#)“ wurde, historisch legitimiert durch Albert Brackmanns Schrift von 1939 „Krisis und Aufbau in Osteuropa. Ein weltgeschichtliches Bild“, die als Handreichung zur Orientierung für SS- und Wehrmachtsführung eingesetzt wurde.

22 Die DDR ist in seinem früheren Roman „Ferne Gestade“ ein kurzer Handlungsschauplatz.

Deutschland in den Archiven der Bundesrepublik dessen Spuren bis in das ihm 1942 wegen „Rassenschande“ zum Verhängnis gewordene KZ Sachsenhausen nach. Denn der Onkel hatte sich als junger Mann bei Ausbruch des Weltkrieges aus Abenteuerlust den Askaris der deutschen Schutztruppe angeschlossen, für die er bis zum Kriegsende und ihrer Auflösung kämpfte, ohne dass es weitere Lebenszeichen von ihm gibt.

Die Romanfiguren, die das Geschehen tragen, sind der 1874 geborene Khalifa und seine 11 Jahre jüngere Ehefrau Asha, auch Bi Asha genannt und früh verwaist. Khalifa ist der Sohn eines aus Indien zugewanderten Buchhalters, der für einen indischen Großgrundbesitzer in Ostafrika arbeitete und eine Afrikanerin heiratete. Sein Vater ließ ihm von einem Privatlehrer fünf Jahre lang Unterricht erteilen²³ und konnte ihn bei indischen Bankiersbrüdern unterbringen, wo er elf Jahre blieb, bis er bei dem zwielichtigen Geschäftsmann Amur Biashara die Buchhaltung übernimmt. Mit seiner Frau lebt er in einer Hafenstadt in einem kleinen Haushalt in einem Zwei-Zimmer-Haus, das dem Sohn von Ashas Onkel gehört, dem unversehens verstorbenen Bruder und Arbeitgeber Khalifas. Dort taucht der aus seinem armen Elternhaus weggelaufene Ilyas als junger Mann auf, weil er in der kleinen Hafenstadt in eine deutsche Sisal-Fabrik vermittelt worden ist und Arbeit gefunden hat. Nach seiner Flucht war er auf eine deutsche Kaffeeplantage gelangt, wo er sich 9 Jahre aufhielt, arbeitete und parallel dazu vom deutschen Besitzer auf die Missionsschule geschickt wurde. Wegen seiner umgänglichen Art wird er schnell zu Khalifas Freund. Er erfährt vom Tod seiner Eltern und dass er eine kleine Schwester mit Namen Afiya hat, die der kranke Vater kurz vor seinem Tod einer Familie anvertraute, wo sie für ihren Unterhalt Sklavenarbeit leisten muss. Er sucht nach ihr und nimmt sie zu sich, indem er sie gewissermaßen freikaufte. Ilyas bringt ihr Lesen und Schreiben bei, bringt sie aber, als er sich der deutschen Schutztruppe aus Abenteuerlust anschließt, zu den vormaligen Pflegeeltern zurück. Als ihr Pflegevater mitbekommt, dass Afiya im Unterschied zu seinen leiblichen Kindern lesen und schreiben kann, ist er dermaßen empört, dass er sie verprügelt und ihr die linke Hand so bricht, dass sie verküppelt bleibt.²⁴ Das ist der Augenblick, in dem sie sich an Khalifa wendet, der sein Ilyas gegebenes Versprechen einlöst und Afiya an Kindes statt in seinen Haushalt aufnimmt. Denn seine eigene Ehe bleibt kinderlos.

Nach dem Ersten Weltkrieg taucht Hamza in der kleinen Stadt auf. Er war dort als Kind von seinen verschuldeten Eltern an einen Karawanenhändler „verpfändet“ worden, leistet in dessen Geschäft mit einem anderen Jungen Sklavenarbeit und flieht schließlich zur deutschen Schutztruppe, der er sich zur Grundausbildung als Askari anschließt. Er wird dann Diener eines deutschen Offiziers, der ein Auge auf den hübschen Hamza geworfen hat, dem er in regelmäßigen Konversationsstunden Deutsch beibringt, bis er sich gut mit ihm unterhalten kann und ihm mit dem „Musenalmanach für das Jahr 1798“ Friedrich Schiller nahebringt. Als „Deutsch-Ostafrika“ sich aufzulösen beginnt, wird Hamza von einem rachsüchtigen deutschen Feldwebel mit Säbelstreichen schwer verletzt, aber auf Betreiben des Offiziers in einer deutschen Missionsstation im Hinterland mit viel Zuwendung gesund gepflegt, bis er nach langem Herumstreifen wieder in der ihm bekannten Stadt ankommt, in der er sich kaum noch zurechtfindet. Er landet auf dem Gelände von Khalifas neuem Arbeitgeber Nassor Biashara, dem Sohn von Amur, der plötzlich stirbt. Nassor betreibt auch eine Tischlerei. Khalifa nimmt sich seiner an und lässt ihn einen Nebenraum des Hauses beziehen, in dem einmal ein Friseur arbeitete.

Nassor Biashara wird auf den freundlichen Hamza aufmerksam und betraut ihn mit verschiedenen Arbeiten, bis er ihn als Leiter in der Tischlerei anstellt. Bei seinem Wohnen in Khalifas und Ashas Haushalt begegnet Hamza ab und zu Afiya, die von Asha, einer strenggläubigen Muslima und ihren Mann eher abweisenden Ehefrau, überwacht wird und, als sie erwachsen wird, schnell

23 Zu viert wurden sie dort im Haus des Privatlehrers unterrichtet, alle indischer Abstammung, und mussten unter der Treppe schlafen, wo sie auch ihr Essen einnahmen.

24 Dass ein weibliches Wesen sich schriftlich mitteilen kann, hält er für ein Zeichen von Prostitution (S. 66).

unter die Haube gebracht werden soll. Zwei Bewerber sind schon vergeblich vorstellig geworden, weil sie Afiya nur als junge Nebenfrau geheiratet hätten. Aber es ergibt sich, dass sich Hamza und Afiya näher kommen, sich lieben lernen und von Khalifa die Erlaubnis bekommen zu heiraten. Sie richten sich unter dem gleichen Dach mit ihrem Haushalt ein und bekommen, als Khalifas Frau 1924 an Krebs verstorbt, einen Sohn, der den Namen von Afiyas Bruder erhält, weil Afiya, seit er fortging, nichts mehr von ihm gehört hat, weshalb sie ihn sehr vermisst und sich vergeblich um Nachrichten von ihm bemüht.

Als Ilyas elf Jahre alt ist, beginnt er auffällig zu werden, indem er sich zurückzieht oder auf lange einsame Spaziergänge einlässt und beständig Selbstgespräche führt. Seine Eltern werden von Bekannten benachrichtigt, dass Ilyas ihnen eigenartig vorkomme, weil sie ihn mit sich sprechen hören, aber mit einer Stimme, die einer Frauenstimme ähnelt. Hamza mutmaßt bereits, dass es ein Fehler gewesen sein kann, dem Jungen den Namen seines verschollenen Onkels gegeben zu haben. Ilyas Eigenart steigert sich, als 1935 die Italiener in Abessinien einmarschieren und 1936 Addis Abeba besetzen;²⁵ die Briten im benachbarten Kenia als ihrem Kolonialgebiet beginnen mit einer Rekrutierungskampagne für ihre Kolonialtruppen, und alle reden wieder über Krieg. Khalifa, Afiya und Hamza erleben, wie sich Ilyas in seinen Selbstgesprächen weiter verstrickt und leidet. Er verrät, dass die Stimme ihn nach Ilyas Verbleib frage. Sie ziehen magische Heiler zu Rate, und Ilyas muss sich etlichen Prozeduren unterziehen, aus denen sich ergibt, dass die Frauenstimme ihm nicht übelwolle, sondern beständig nach Ilyas frage und er geheilt werde, sobald sich klärt, was mit Afiyas Bruder geschehen ist.

Etwa gleichzeitig, im November 1938, schreibt Hamza einen Brief an das Pastorenpaar der Missionsstation nach Deutschland, dessen Adresse er in einem Buch von Heinrich Heine findet, das ihm die Pastorin bei ihrer Abreise aus Afrika zur Lektüre hinterließ. Die Antwort im Frühjahr 1939 bestätigt, dass es im Berliner Auswärtigen Amt aktenmäßige Lebenszeichen von einem in Hamburg lebenden Ilyas Hassan gibt, der sich vergeblich um einen Kriegsorden für den Ostafrika-Feldzug beworben habe. Der Krieg setzt dann einem weiteren Briefaustausch ein Ende. Khalifa, lange Witwer, stirbt 68-jährig und hinterlässt nichts als ein paar abgetragene Kleidungsstücke und einen Stapel alter Zeitungen.

Indessen setzt Ilyas in Ostafrika seine Ausbildung fort und erhält von der britischen Verwaltung, die die Deutschen in Ostafrika ablöste, nach Ableistung seines Kriegsdienstes für die britische Seite, ohne dass er an Kampfhandlungen teilnimmt, ein Stipendium für ein Lehrerstudium in Daressalam. Als die Briten sich Ende der 1950er Jahre zurückziehen, erwirbt Tansania 1961 seine Unabhängigkeit. Ilyas kann als 38-Jähriger nach Deutschland reisen, nachdem er für ein Stipendium zur Weiterbildung als Rundfunktechniker in Bonn ausgewählt wurde. Von dort aus stellt er Recherchen nach dem Verbleib seines Onkels an, indem er in den in der Bundesrepublik verstreuten Archiven nach seinen Spuren forscht. Er bekommt heraus, dass sein Onkel als Sänger sein Geld verdiente und verheiratet war, Vater dreier Kinder wurde, sich nach Erlass der Rassengesetze in eine andere Frau verliebte und wegen „Rassenschande“ 1942 im KZ Sachsenhausen zu Tode kam. Einer seiner Söhne war ihm freiwillig gefolgt und wurde bei einem Fluchtversuch erschossen. Als Ilyas wieder zu Hause ist, kann er seinen Eltern alles Herausgefundene erzählen: *„Wir können nur eins mit Sicherheit wissen“, sagte Ilyas zu seinen Eltern. „Jemand hat Onkel Ilyas so sehr geliebt, dass er ihm ins Konzentrationslager und in den sicheren Tod gefolgt ist, nur um ihm Gesellschaft zu leisten“* (S. 380, letzter Satz).

Die Inhaltsangabe zeigt, dass es Gurnah bei der Darstellung seiner Protagonisten immer darum

²⁵ Siehe dazu Francesca Melandris Roman „Alle, außer mir“ in: „[Imperialistische Fleischwerdung von Kolonisator und Kolonisiertem](#)“, S. 53-60.

geht, wie sie den Herausforderungen, in die sie geraten, standhalten können, ohne sich selbst zu verlieren, denn sie besitzen nichts und haben nicht mehr als sich selbst. Ihre Eltern sind alle früh gestorben, ohne ihnen etwas hinterlassen zu haben. Sie kommen alle bis auf Asha und ihre Verwandten aus beschädigten Verhältnissen. Gurnah gehörte zur muslimisch-arabischen Minderheit, die die Minderheit indischer Zuwanderer ergänzte, während beide die einheimische Mehrheit wirtschaftlich dominierten. Beide vertraten einen auf kleine Gebiete begrenzten erobernden Siedlungskolonialismus, bei den Arabern gepaart mit Sklavenhandel. Sie gerieten in die Dekolonisierungsbewegungen, die nach dem Ersten Weltkrieg einsetzten und nach dem Zweiten Weltkrieg noch entschiedener auf Erfolg drängten, und mussten dem entstehenden nationalen Bewusstsein in Tansania weichen, so dass sich auch jemand wie Gurnah ins Exil begab und gewissermaßen die Seiten wechseln konnte, um aus der Sicht der Einheimischen deren Geschichte zu erzählen.

Die Deutschen brachten einen anderen Kolonialismus nach Ostafrika, der mit dem europäischen „Wettlauf um Afrika“ einsetzte und wie alle bisherigen Kolonialismen auf männlich dominierte Eroberung aus war, die der militärischen Unterstützung aus dem Mutterland bedurfte, um Deutsche als Besiedler des eroberten Landes zu beschützen, wie sich das schon von Frankreich aus gegenüber den Algeriern durchgesetzt hatte. Diese Erfahrungen, die die europäischen Nationen bei ihren jeweiligen Expansionsstrategien in Übersee machten, wurden ab 1894 in Brüssel im dort gegründeten „Institut Colonial International“ gesammelt. Das förderte den Austausch der kolonialen Interessen der Kolonialmächte.

Gurnah verzichtet wohl wegen der inzwischen geleisteten Aufarbeitung auf eine Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus selbst und kann so seinen Schwerpunkt auf etwas verlegen, was sich innerhalb der multiethnisch zusammengesetzten deutschen Schutztruppe zwischen den Soldaten und den deutschen Offizieren abspielte und was dabei die männliche Geschlechtsrolle und die jeweilige Erwartung an sie ausmachte. So entsteht unter diesem Aspekt eine Kritik am Kolonialismus von innen heraus, indem seine von Männern ausgeübte Macht im Nachhinein, wie folgenlos auch immer, gerade von einer gebrochenen Gestalt wie dem Oberleutnant in Frage gestellt wird.

1.3 HAMZA BEI DER DEUTSCHEN SCHUTZTRUPPE

Gurnah umreißt zunächst den Umfang des deutschen Auftritts in Ostafrika. Durchweg werden alle Stationen des erobernden deutschen Aufenthalts in Ostafrika chronologisch benannt und die Mühen geschildert, mit denen die deutschen Eroberer sich gegen die ethnische Vielfalt der Stammesgesellschaft und die beiden fremden Minderheiten vereinheitlichend durchzusetzen versuchen. Da ist zunächst der vom Plantagenbesitzer [Buschiri bin Salim](#) angeführte [Aufstand der Küstenbevölkerung des sansibarischen Festlandsstreifens](#) in der Nähe der alten Hafenstadt [Pangani](#) am Indischen Ozean. Arabische und suahelische Küstenkaufleute und Karawanenhändler stellten die wichtigen Widerstandskräfte dar, gegen die [Hermann von Wissmann](#) im Auftrag des Deutschen Reiches die erste Söldner-Truppe zusammenstellte und den Aufstand bis 1890 beendete.²⁶

„Trotzdem gab es noch viel für sie zu tun, denn auf ihrem Weg ins Hinterland begegneten ihnen weitere Völker, die kein Interesse daran hatten, deutsche Untertanen zu sein: die Nyamwezi, die Chagga, die Meru. Am meisten Ärger machten ihnen die Hehe im Süden. Unterworfen wurden sie erst nach acht Jahren Krieg, während derer ihr Widerstand ausgehungert, zermalmt und niedergebrannt wurde. Die siegreichen Deutschen schnitten dem Hehe-Anführer [Mkwawa](#) den Kopf ab und schickten ihn als Trophäe nach Deutschland. Fortan galten die Askari der Schutztruppe, die inzwischen durch Rekruten aus den bezwungenen Völkern verstärkt wurden,²⁷ als erfahrene Zerstörungsmacht. Sie waren stolz auf ihren schlimmen Ruf, und den Offizieren und Verwaltern von

26 Christoph Kamssek – s. S. 11 – beschreibt, wie Liebert die Besetzung der ersten offiziellen Kolonialstellen in Ostafrika lenkte und Wissmann als aktiven Soldaten entsandte (S. 333 f.).

Deutsch-Ostafrika kam das gerade recht. Noch ahnten sie nichts vom [Maji-Maji-Aufstand](#)²⁸, der sich in der Zeit, als Khalifa für Amur Bishara arbeitete, im Süden und Westen erheben, zur größten aller Rebellionen ausweiten und die Deutschen und ihre Askari-Armee zu noch größerer Grausamkeit anstacheln würde“ (S. 13).

Hamzas erster Auftritt beginnt mit Kapitel 2 und fällt in die letzten Jahre von Deutsch-Ostafrika dicht vor Beginn des Weltkriegs 1914, nachdem er aus seiner Sklavenstellung geflüchtet ist und sich zu seiner Sicherheit vor Verfolgung für die Schutztruppe rekrutieren lässt. Die ersten beiden kurzen Sätze des Kapitels deuten auf das voraus, was Hamza erwartet und worauf Gurnah die Aufmerksamkeit des Lesers lenken möchte. Dabei taucht Hamza zunächst namenlos als Objekt im „ihn“ für das namenlose Subjekt „er“ auf – ein deutscher Offizier, den Gurnah als seinen Protagonisten für die deutsche Seite vorstellt. Hamza befindet sich unter den Neuankömmlingen, die mit dem überall auf der Welt gleichen männlich-obszönen Verunglimpfungsvokabular der Wachen und Unteroffizierschargen überschüttet werden:

„Gleich bei der Musterung am Morgen hatte er ihn ins Visier genommen. Der Offizier. Dort im Boma-Lager²⁹, wo sie zu den anderen neuen Rekruten gestoßen waren. Auf dem Fußmarsch zum Lager waren die Wachen manchmal vor, manchmal hinter und manchmal neben ihnen gelaufen, sie hatten sie verspottet, verhöhnt und angetrieben: ‚Ihr seid ein Haufen von Washenzi (= Wilden)‘, hatten sie gelacht, ‚Futter für die wilden Tiere. Wackelt nicht mit den Hüften wie ein Shoga (= Tunte, Schwuler), wir sind nicht auf dem Weg ins Bordell! Schultern gerade, ihr Schwanzlutscher! In der Armee werdet ihr schon lernen, die Arschbacken zusammenzukneifen.‘

Die Rekruten waren unter verschiedenen Voraussetzungen hier. Einige hatten sich freiwillig gemeldet, andere waren von ihren unter Druck gesetzten Verwandten geschickt worden. Manche hatten sich mitreißen lassen oder waren gezwungen, wieder andere von der Straße aufgelesen worden. Die Schutztruppe musste wachsen und brauchte dringend neue Soldaten. Einige redeten ungezwungen daher und liefen in breitbeiniger Vorfreude; sie waren mit dieser Sorte Arbeit vertraut, lachten über die Schikanen der Wachen und konnten es gar nicht erwarten, deren verächtliche Sprache zu übernehmen. Andere wirkten still und verschüchtert, geradezu ängstlich, weil sie nicht wussten, was ihnen bevorstand. Hamza gehörte der letzten Kategorie an und bedauerte seinen Entschluss jetzt schon. Keiner hatte ihn zu irgendetwas gezwungen; er hatte sich freiwillig gemeldet.

(...) Einer begann ein Lied zu singen. Seine Stimme klang tief und dunkel, und andere, die seine Sprache verstanden, stimmten mit ein. (...) Nach einer kurzen Pause fing jemand ein Lied auf Suaheli an. Eigentlich war es weniger ein Lied als eine in flottem Marschtempo vorgetragene Unterhaltung. Nach jeder Zeile ertönte eine donnernde Antwort. (...) Sie sangen fröhlich und schlugen sich übermütig auf die Brust. (...) Die Wachen lachten, während sie ihr Lied krakeelten und eigene, obszöne Textzeilen hinzufügten“ (S. 69-71).

In der Krankenstation werden die Neuen nacheinander zur Untersuchung beim Stabsarzt geschickt. Der untersucht mit seinem Assistenten Hamza und widmet sich recht anzüglich und kichernd dessen Genital, indem er es auf seine Erektionsfähigkeit überprüft, ehe er geimpft und mit Medikamenten versorgt wird.

27 Als noch schrecklicher gelten im Roman die einheimischen [Rugaruga](#), mit denen den Kindern Angst gemacht wird, weil man sie für Kannibalen hält (S. 148 f.).

28 Einer der größten Kolonialkriege auf dem afrikanischen Kontinent. Was die deutsche Kolonialtruppe anrichtete und mit welchen Methoden sie der einheimischen Bevölkerung zu Leibe rückte, ähnelte dem, was bei der Eroberung von Algerien geschah und wofür die in Deutschland bekannt gewordenen Namen von Marschall [Thomas Robert Bugeaud de la Piconnerie](#), [Armand-Jacques-Achille Leroy de Saint-Arnaud](#) oder [Louis-Eugène Cavaignac](#) stehen. Siehe dazu [„Literarische Darstellungen von \(post-\)kolonialer Gewalt seit dem 19. Jahrhundert“](#), S. 40-50.

29 Kasernengelände mit Gebäuden aus Mauerwerk.

„Wenn Hamza in der Messe das Essen auftrug und am Stuhl des Stabsarztes stand, spürte er manchmal, wie eine Hand seinen Oberschenkel streifte. Der Stabsarzt machte es so, dass niemand sonst es bemerkte, und sobald Hamza ihn ansah, schenkte er ihm dasselbe süffisante Lächeln“ (S. 112).

Als Hamza einen altgedienten Kameraden fragt, ob ihm das auch schon einmal passiert sei, bekommt er zur Antwort, was sich zu dieser Zeit in der deutschen Öffentlichkeit für ein Bild im Umgang mit der Homosexualität trotz ihres gesetzlichen Verbots ergeben hat. Hier wird es, als Gerücht weitergereicht, entsprechend übertrieben:

„Er hat es auf dich abgesehen. Er mag dich. Wusstest du denn das nicht? Alle sagen, dass der Stabsarzt ein Bascha (= Schwuler) ist, und der Assistent ist seine Frau. In Deutschland ist Sex unter Soldaten erlaubt. Einer der Gouverneure von Deutsch-Ostafrika war ein Bascha. Vor ein paar Jahren gab es ein Gerichtsverfahren, bei dem ihm vorgeworfen wurde, er habe sich einen Diener nur für Sex gehalten.“ – „Der Gouverneur persönlich stand vor Gericht? Wer kann einen Gouverneur vor Gericht stellen?“, fragte Hamza. „Gehört das Gericht nicht ihm?“³⁰

Als es darum geht, die Rekruten nach der Grundausbildung einem Fachgebiet zuzuweisen, wird Hamza ins Büro des Offiziers, eines Oberleutnants, gerufen, dessen Blick er gleich zu Anfang auf sich ruhen spürte. Er gibt Hamza zu verstehen, was er im Rahmen der durch die Deutschen erfolgenden „Zivilisierungsmission“ (S. 89) alles zu lernen haben wird.

„Der Offizier sprach bedächtig und suchte nach den passenden Vokabeln, aber es war, als würde er eine Sprache vorführen, die er nicht recht beherrschte; als hätte er die Worte, aber nicht die Emotionen dahinter verstanden, und nun sollten sie auf eine Art und Weise funktionieren, die ihnen nicht entsprach. In seinen wachsamen Augen flackerte eine Mischung aus Verwunderung und Verachtung, und ständig beobachtete er, welche Wirkung seine Sätze auf Hamza hatten. Der wiederum beobachtete den Offizier, so verstohlen es ging, ohne ihm in die Augen zu sehen. Wie er später merken sollte, funkelte darin manchmal die nackte Gewaltbereitschaft“ (S. 89).

Als seine Versetzung zum Oberleutnant als dessen Bursche bekannt wird, zieht er Hohn und Spott seiner Kameraden auf sich:

„Du bist ein Shoga (= Schwuler, Mädchenfreund), sagte er, nur deswegen hat er dich ausgewählt. Er will sich von einem Schönling den Rücken massieren und das Essen servieren lassen. Dort oben in den Bergen ist es manchmal ziemlich kalt, er wird jemanden brauchen, der ihn nachts wärmt wie eine kleine Ehefrau. Was willst du überhaupt hier? Jeder kann sehen, dass du für einen Soldaten viel zu hübsch bist.“ (...)

Die anderen öffneten ihm nach, stolzierten weibisch herum und taten so, als würden sie Essen servieren oder einen Rücken massieren. „Wenn der Deutsche genug von dir hat, kannst du jederzeit zurückkommen und mit mir kuscheln“, sagte einer. Es dauerte ziemlich lange, bis sie das Spiel leid waren und von ihm abließen. Hamza krümmte sich innerlich unter ihren Demütigungen, und er fürchtete, ihre Vorhersagen könnten sich bewahrheiten. Er hatte sich als einer der Ihren gefühlt, hatte alle Entbehrungen und alle Strafen mit ihnen geteilt; nie zuvor hatten sie so abfällig mit ihm gesprochen. Es war, als hätten sie ihn gewaltsam aus ihrer Mitte verstoßen“ (S. 90).

Von einem deutschen Offizier protegiert zu werden bringt sowohl den Offizier wie auch Hamza in eine Zwickmühle, weil Sympathiebekundungen und emotionale Bedürfnisse nicht ins Gefüge der

³⁰ Unklar, wen und was Gurnah genau damit meint. Bei Kaiser Wilhelm II., auf den in vielsagendem Flüsterton ebenfalls angespielt wird, herrscht Klarheit: siehe [Harden-Eulenburg-Affäre](#). Es könnte sich beim „Gouverneur“ um [Richard Kandt](#) handeln, der als Afrikaforscher zum Kaiserlichen Residenten in [Kigali](#) (Ruanda) in Deutsch-Ostafrika berufen wurde. Kandt genießt dort heute noch einen guten Ruf, während er aus dem deutschen Gedächtnis verschwunden ist. Die Ruanderin [Arlette-Louise Ndakoze](#) erinnerte 2016 an ihn: [Kolonialgeschichte | Rarer weißer Freund — der Freitag](#). Man denke an ihn, weil er sehr respektvoll mit den Einheimischen umgegangen sei.

militärischen Hierarchie passen, Hamza als der Untergeordnete dabei in eine dreifache Gefährdung gerät zwischen Kameraden, Feldweibel und Offizier:

„Hamza wurde ganz offensichtlich vom Oberleutnant protegirt, und obwohl ihn das nicht vor den Schikanen und Beschimpfungen schützte, die in der Boma zum Alltag gehörten, war er doch wenigstens vor den Auspeitschungen und der anstrengenden körperlichen Arbeit sicher, der die anderen sich nicht entziehen konnten. Nur der Feldweibel behandelte ihn mit unverminderter Verachtung. Hinter dem Rücken des Oberleutnants nannte er Hamza einen Spielzeugsoldaten.

„Wessen Spielzeug bist du eigentlich? Sein hübsches Spielzeug, sein kleiner Shoga-Spielgefährte nicht wahr?“, fragte er und hob warnend den Finger, und einmal kniff er Hamza tatsächlich in die Brustwarze. „Bei deinem Anblick wird mir schlecht.“

Manchmal überkam den Oberleutnant eine Art Trübsal, dann schwieg er für längere Zeit oder murmelte undeutliche Worte vor sich hin, die fast selbstironisch klangen. Wenn Hamza ihn fragend ansah, bekam er etwas besonders Grausames oder Hasserfülltes zu hören. „Willst du wirklich wissen, was ich gesagt habe, du blöder Pavian?“ Hamza lernte, nicht den Kopf zu heben und möglichst auf Abstand zu bleiben, wenn die Stimmung zu kippen drohte“ (S. 114 f.).

Ein weiteres Gespräch zwischen dem Oberleutnant und Hamza zeigt die Zwiespaltenheit des Oberleutnants, wenn er meint, Hamza zu viel Zuneigung gezeigt zu haben, und sich dann mit rohem Zynismus zur Selbstzucht zwingt. Sein Verhalten kommt dabei nichtsdestoweniger einer auf Umwegen zustande kommenden Selbstoffenbarung gleich. Denn er sieht, dass er selbst so wenig in die Schutztruppe gehört wie Hamza, wenn er ihn fragt: *„Was will einer wie du in diesem brutalen Geschäft?“*, und Hamza meint pflichtschuldigst antworten zu müssen, dass er der Schutztruppe und dem Kaiser diene. Denn so, wie Gurnah Hamza für die Wahrnehmung des Lesers darstellt, braucht er nicht mehr zu seiner Rechtfertigung. Gemessen an seiner vorausgegangenen Sklavensituation als persönlicher Besitz seines Herrn, vermittelt ihm die Schutztruppe ein Mindestmaß an Freiheit, für das der Oberleutnant aus seiner Situation heraus kein Verständnis aufbringen kann. Deshalb verspottet er Hamza, was dieser wiederum gar nicht nachvollziehen kann:

„Ja, natürlich. Kann es eine noblere Pflicht geben?“, spottete der Offizier und stellte sich vor Hamza. „Vermutlich könntest du mir dieselbe Frage stellen. Was will ein Mann aus dem beschaulichen Marbach hier in diesem Drecksloch? Ich wurde gemäß der militärischen Tradition aufgezogen, und dies ist meine Pflicht. Aus dem Grund bin ich hier – um in Besitz zu nehmen, was uns rechtmäßig zusteht, weil wir die Stärkeren sind. Wir haben es mit rückständigen Wilden zu tun, die wir nur beherrschen können, indem wir sie und ihre eitlen Liliput-Sultane in Angst und Schrecken versetzen und mit Gewalt zum Gehorsam zwingen. Die Schutztruppe ist unser Instrument. Auch du! Ihr sollt diszipliniert und gehorsam sein, und grausamer als in unseren kühnsten Vorstellungen. Ihr sollt abgebrühte, herzlose Großmäuler sein, die ohne zu zögern unsere Befehle ausführen, dafür werden wir euch gut bezahlen und euch den gebührenden Respekt zollen, egal, ob ihr vorher Sklaven, Soldaten oder Ausgestoßene wart. Bloß dass du keiner von ihnen bist. Du siehst dich zitternd um und lauschst auf jeden Herzschlag, als wäre das alles die reinste Folter für dich. Ich habe dich von Anfang an beobachtet, seit deiner Ankunft. Du bist ein Träumer.“

Hamza stand still und starrte geradeaus.

„Ich habe dich aus der Reihe geholt, weil mir dein Aussehen gefiel“, sagte der Offizier, der jetzt zwei Schritte vor ihm stand. „Hast du Angst vor mir? Ich mag es, wenn jemand Angst vor mir hat. Dann fühle ich mich stark““ (S. 116 f.).

Dann ohrfeigt er Hamza links und rechts, dass Hamza ganz erschreckt japst. Gleichzeitig merkt er, dass der Oberleutnant nach Schnaps riecht.

Ganz entscheidend ist aber, wie es dann weitergeht und wie Gurnah es anstellt, in den Überlegungen des Oberleutnants dem ganzen kolonialistischen Unternehmen und sich selbst den Boden zu

entziehen. Denn angesichts Hamzas und der zu ihm empfundenen Nähe stellt sich für den Oberleutnant auf einmal der Sinn seines Lebens so in Frage, weil er spürt, was er eigentlich für eine untragbare Verantwortung für Hamza auf sich genommen hat, indem er sich ihm gegenüber entblößt und ihn als seinesgleichen ansieht: Du bist wie ich, ich bin wie du. Das weiß Hamza auch, aber seine Rolle ist eine ganz andere, weshalb er in Gedanken den Oberleutnant mit seinem Gehabe einen „Scheißer“ nennt:

„Beantworte meine Frage. Hast du Angst vor mir?“ – „Ndio bwana“,³¹ sagte Hamza laut. – Der Offizier lachte. „Ich bringe dir Deutsch bei, damit du Schiller lesen kannst, und du antwortest mir in dieser kindischen Sprache. Noch einmal, aber richtig!“ – „Jawohl, Herr Oberleutnant“, sagte Hamza, und in Gedanken fügte er hinzu: Scheißer.

Der Beamte sah Hamza einen Moment lang grimmig an, dann sagte er: „Du hast deinen Platz in der Welt verloren. Ich weiß nicht, warum es mir was ausmacht, aber so ist es nun mal. Na ja, vielleicht weiß ich es doch. Vermutlich verstehst du nicht, wovon ich spreche. Du hast keine Vorstellung von der Gefahr, die dich umgibt. Also gut. Geh, und mach deine Arbeit“ (S. 117 f.).

Hierarchie hin, Hierarchie her: Die Gefahr, die Hamza umgibt, ist die gleiche für den Oberleutnant, auch wenn er Beamter des Kaiserreichs ist: Es ist zwei Tage vor Kriegsausbruch in einem Land, in dem er eigentlich nichts verloren, aber an und mit Hamza einen Halt gefunden hat, während es für Hamza gar nicht darum geht, seinen Platz in der Welt verloren zu haben. Er hatte nie einen, von dem er wusste, dass er für ihn bestimmt war: Sein Vater hat ihn wegen Verschuldung in den Besitz eines Karawanenhändlers verpfändet, vor dem Hamza schließlich flieht und Unterschlupf bei der deutschen Schutztruppe sucht. Das ist sein Leben. Indem der Oberleutnant aber ein Fragezeichen hinter seinen eigenen Platz in der Welt setzt, die Nähe zu Hamza aber vorhanden ist, fühlt er sich jenseits aller kolonialisierten Lebenswelten für ihn verantwortlich, während ihn noch die Hülle seines Beamtenstatus in Sicherheit wiegt.

1.4 NACHLEBEN

Gegen Kriegsende ist die deutsche Schutztruppe aufgerieben, und fast alle Askari sind desertiert. Der Feldwebel verletzt in einem zornigen Verzweiflungsakt Hamza schwer, weil er ihn des Verrats bezichtigt. Damit drückt er aber gleichzeitig seine Abneigung gegenüber dem Oberleutnant aus, dessen Verhalten gegenüber Hamza er für eine besonders verachtenswerte Form des Verrats hält. Denn Hamza verachtet er als „Weichling“, der nicht in die Schutztruppe gehört und den er immer wieder mit obszönem Vokabular und entsprechender Gestik beleidigt.

Der Oberleutnant sorgt jedoch dafür, dass Hamza in der Missionsstation gesund gepflegt wird, und begleitet ihn dorthin.³² Er erklärt ihm auch, was es ist, das ihn so viel Nähe zu ihm empfinden lässt. Er erinnere ihn an seinen jüngeren Bruder, einen schönen Jungen (S. 163), der als 17-Jähriger auf Geheiß seines Vaters der Familientradition halber zum Militär musste, wie er selbst. Hermann, so sein Name, sei ein Träumer gewesen und habe Schiller geliebt. Bei einem großen Kasernenbrand sei er ums Leben gekommen.

Schließlich verbreitet sich die Nachricht, dass der Krieg zu Ende ist, und die Reste der Schutztruppe ergeben sich den Briten, die anstelle der Deutschen das Mandat für den Küstenteil des verlassenen Gebietes, nämlich [Tanganjika](#) übernehmen. Den Deutschen in der Missionsstation rät ein britischer Offizier, sie sollten einfach ausharren und auf Anweisungen warten. Denn im

31 Swaheli: „Ja, mein Herr.“

32 In dem Brief, mit dem die Pastorin Hamza 1939 antwortet, schreibt sie auch, dass sie den 1920 nach Deutschland zurückgekehrten Oberleutnant getroffen habe, der sich nach seinem Befinden erkundigt habe, worauf sie ihm von seiner Genesung, seiner Ehe und seinem vorzüglichen Deutsch erzählt habe.

Augenblick herrsche in Europa, aber vor allem in Deutschland und in Russland Chaos. Der Missionspastor fasst Hamza gegenüber seine Eindrücke von der zu Ende gehenden Anwesenheit Deutscher so zusammen, wobei sich andeutet, dass er Hamza nicht mehr zu den Menschen zu zählen scheint, über die er sich äußert: Die Menschen hier seien sehr zufrieden, was sich wahrscheinlich verändert habe, seit die Europäer kamen. *„Begriffe wie Fortschritt, Sünde, Erlösung. Die Menschen hier haben alle etwas gemein: Sie können nicht lange an einer Idee festhalten. Es mag auf den ersten Blick anders wirken, aber im Grunde steckt mangelnde Ernsthaftigkeit dahinter, eine gewisse Unzuverlässigkeit, die Unfähigkeit, Dinge umzusetzen. (...) Wenn wir morgen von hier weggingen, würden sie wie ein Gebüsch zur alten Form zurückkehren“* (S. 176).

Mit dem „Musenalmanach“ als Hinterlassenschaft des Oberleutnants und Heinrich Heines „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ als Abschiedsgeschenk der Missionspastorin und seinen Kleidern als einziger Habe taucht Hamza in Nassor Biasharas Geschäft im Hause von Khalifa, Asha und Afiya auf. Während er im Krieg war, ist ihm Afiya und er ihr gewissermaßen entgegengewachsen, und es scheint fast, dass sie auf jemanden wie ihn gewartet hat.³³ Nach einer Vorlage aus dem Schillerschen „Musenalmanach“ übersetzt Hamza ein Liebesgedicht und schreibt es ihr zur Werbung um ihre Hand auf einen Zettel. Die beiden werden ein Paar auf Augenhöhe. Sie können einander offen ihre jeweilige Lebensgeschichte erzählen und sich dabei einander immer näher kommen. Ihre Lebenssituationen haben ihnen anders als Khalifa und Asha die Möglichkeit eröffnet, eine Liebesbeziehung einzugehen, aus der eine Liebesheirat wurde. Der Kolonialismus, der gewalttätig ihr Land überzogen hat, konnte ihnen nichts anhaben. Gegenüber ihrer eigenen Herkunftsgesellschaft können sie das nutzen, was er auch in seinem europäischen Gepäck hatte und was Gurnah durchgängig erwähnt und wozu auch der Dienst Einheimischer bei den Askari gehört: Hygienemaßnahmen wie Schutzimpfungen und Maßnahmen gegen die Malaria, Einrichtung von Krankenhäusern und Schulen.

Als ihr Sohn Ilyas aus dem Größten herausgewachsen ist, setzt sich Khalifa dafür ein, dass Afiya sich als Hebammenhelferin ausbilden lässt, und Hamza steht ganz hinter ihr, als sie in der von der britischen Verwaltung eingerichteten Geburtsklinik angestellt wird und eine sinnvolle Beschäftigung findet.

Am Ende des Romans fügt es sich dann so, dass Ilyas in Deutschland noch das Schicksal von seinem Onkel zum einen für sich selbst und zum anderen für seine Eltern aufklären und ihnen alles mitteilen kann.

So geht das Leben weiter ...

33 Gurnah hat Kapitel 2 so eingerichtet, dass Hamzas Dienst in der Schutztruppe und die Geschichte Afiyas bis zu ihrem 19. Lebensjahr sich wechselweise auf Abschnitt 3 bis 7 verteilen. So ergibt es sich, dass die Kriegszüge der Schutztruppe, bei denen Hamza keinen Schuss abgibt, in Kapitel 3 in eine Liebesgeschichte münden. Mit der schlimmen Nachricht über den Mord an Afiyas Bruder in einem deutschen KZ – siehe [Bayume Mohamed Husen](#) – klärt sich am Ende noch dessen Schicksal mit einem beruhigenden Akzent. Denn Afiya weiß nach knapp 50 Jahren, dass Ilyas im KZ noch Beistand von seinem Sohn erfahren hat und nicht allein war. (Samir Jeraj weist in einer englischen Rezension darauf hin, dass Gurnah mit Hannah Arendts Werk über den Totalitarismus vertraut ist und von daher den von ihr hervorgehobenen Zusammenhang von Übersee- und Kontinentalkolonialismus, wie er im NS praktiziert wurde, auf das Schicksal von Ilyas überträgt [[Essay | Abdulrazak Gurnah on Afterlives and Colonial Hypocrisy - The London Magazine](#)]).

2 KOLONIALISIERTE LEBENSWELTEN UND GESCHLECHTSROLLEN IM PATRIARCHALEN ERBE

Das Gedicht „Die wandelnde Glocke“ von 1813 des 1749 geborenen J. W. v. Goethe, das bis ins 20. Jahrhundert immer wieder nicht nur Komponisten zur Vertonung, sondern auch bildende Künstler zu Illustrationen animierte, beschreibt ein ungehorsames Kind, das sich der Belehrung der Mutter, zur Kirche zu gehen, verweigert und seinem „Gottesdienst“ lieber in der freien Natur nachgeht.³⁴ Goethe richtet es so ein, dass die Belehrung durch die Mutter der Verstärkung durch die Autorität der Kirche bedarf: Die Kirchenglocke ertönt und ruft die Gemeinde zu Predigt und Gebet. Da das Kind sie nicht hören und woandershin will, verlässt die Glocke den Kirchturm, jagt dem Kind nach und fängt es ein, indem sie sich über es stülpt und es *auf den richtigen Weg* und an den ihm zugewiesenen Platz in den Kirchenbankreihen seiner Gemeinde bringt. Denn den belehrenden oder aufrichtenden oder mahnenden Worten des Pastors sollen alle folgen. Niemand darf aus der Reihe tanzen und sein Leben unbelehrt, unbelehrbar und eigenwillig ausrichten. Für die Illustratoren zwischen 1856 und 1924 war es offenbar eindeutig, dass Goethe mit dem Kind nur einen Jungen gemeint haben konnte. Den allgemeinen Vorstellungen ihrer Zeit folgend haben alle Illustratoren sich für einen Jungen entschieden, der sich dem Zwang entziehen will. Denn der Volksmund reimte es sich genau so zusammen:

„Mädchen, die pfeifen, und Hühnern, die krähen, soll man beizeiten die Hälse umdrehen.“

So ist es in Goethes Gedicht auch nicht der Vater, der das Kind ermahnt, sondern die Mutter, die am selbstverständlichsten und dichtesten im Haushalt mit ihren Kindern zusammen ist und am aufmerksamsten auf das erwartete gegenwärtige, aber vor allem künftige Verhalten einwirkt, während der Vater für den Unterhalt sorgt. Generationen deutscher Schülerinnen und Schüler lernten es auch in Friedrich Schillers „Lied von der Glocke“ (1799) auswendig:

*„(...) Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß wirken und streben
Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn.
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,*

34 Siehe die Einführung zu [Auf der Suche nach dem richtigen Leben im falschen. Teil 1.](#)

*Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
 Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
 Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
 Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
 Und ruhet nimmer.
 Und der Vater mit frohem Blick
 Von des Hauses weitschauendem Giebel
 Überzählet sein blühend Glück,
 Siehet der Pfosten ragende Bäume,
 Und der Scheunen gefüllte Räume
 Und die Speicher, vom Segen gebogen,
 Und des Kornes bewegte Wogen,
 Rühmt sich mit stolzem Mund:
 Fest wie der Erde Grund
 Gegen des Unglücks Macht
 Steht mir des Hauses Pracht! (...)*“

In einander ähnlichen Varianten fasst der Volksmund zusammen, was der Sinn und der Inhalt des Lebens für einen Mann zu sein haben: *ein Haus bauen, einen Baum pflanzen und einen Sohn / ein Kind zeugen.*

Abdulrazak Gurnah hat Khalifa mit einer Frau verheiratet, die dem nahe kommt, was dem obigen Frauenbild entspricht. Als Verwaiste gehört sie zu den Verwandten Amur Biasharas. Der sieht in seinem Angestellten Khalifa die beste Gelegenheit, sie an den Mann zu bringen. Khalifa fügt sich, und die Hochzeit findet statt, ohne dass sich die beiden zuvor je gesehen und kennengelernt hätten. Das hat nichts Erstaunliches, weil das Patriarchat eine ebenfalls weltweite Einrichtung ist und sich anmaßt, über die zu verheiratenden Frauen verfügen zu können. Bemerkenswert jedoch, dass Khalifa damit nicht gut leben kann. (Bi) Asha wird so vorgestellt:

„Dass Asha oft den Namen Gottes anrief und aus dem Koran zitierte, hatte ihr Mann zunächst für eine Eigenheit gehalten, wie sie von vielen Leuten gepflegt wurde, aber nach einer Weile verstand er, dass sie nicht ihr Wissen und ihre Kultiviertheit zur Schau stellen wollte, sondern tatsächlich fromm war. Er hielt sie für unglücklich und wollte ihr das Gefühl geben, dass sie nicht allein war. Er wollte von ihr begehrt werden, wie er sie beehrte, aber sie blieb beherrscht und zurückhaltend. Manchmal hatte er den Eindruck, dass sie ihn lediglich ertrug und seine Leidenschaft und seine Umarmungen aus reinem Pflichtgefühl über sich ergehen ließ. – Asha wiederum erfuhr, dass sie stärker war als er, obwohl es eine ganze Weile dauerte, bis sie es sich wirklich eingestehen konnte. Sie wusste, was sie wollte – wenn nicht immer, dann doch sehr oft, und in dem Fall blieb sie standhaft, während ihr Mann sich leicht von Worten beeinflussen ließ, manchmal sogar von den eigenen. Die Erinnerung an ihren Vater, dem sie so viel Respekt erweisen versuchte, wie ihre Religion es verlangte, beeinträchtigte ihre Sicht auf den Mann, und so fiel es ihr immer schwerer, Nachsicht mit Khalifa zu haben (...).

In den ersten Ehejahren erlitt Asha drei Fehlgeburten. Nach der dritten binnen drei Jahren wurde sie von ihren Nachbarinnen überredet, eine Kräuterfrau aufzusuchen, eine Mganga³⁵. Die Mganga sagte ihr, sie solle sich auf den Boden legen, und dann bedeckte sie Asha von Kopf bis Fuß mit einer Kanga. Anschließend setzte sie sich daneben, summte leise vor sich hin und murmelte Worte, die Asha nicht verstand. Nach einer Weile verkündete die Mganga, Asha sei von einem Unsichtbaren

35 Eine Medizinfrau, verankert in afrikanischen Traditionen: [Was macht eine Medizinfrau? | Shani Kangaga im Interview | Soul Tales \(soul-tales.de\)](#) .

besessen, der verhindere, dass ein Kind in ihr heranwachse. Man könne ihn überzeugen, von Asha abzulassen, müsse aber zuvor seine Forderungen herausfinden. Asha solle ihm gestatten, durch sie zu sprechen, was aber nur funktioniere, wenn sie sich vollständig von ihm in Besitz nehmen lasse. Die Mganga holte eine Helferin und sagte Asha, sie solle sich wieder auf den Boden legen. Die Frauen bedeckten sie mit einem schweren Tuch aus Kattun, und dann beugten sie sich über ihren Kopf und begannen zu summen und zu singen. So verging eine ganze Zeit. Während die Mganga und die Helferin sangen, zitterte und bebte Asha immer heftiger, und zuletzt stieß sie unverständliche Laute aus. Der Ausbruch gipfelte in einem spitzen Schrei, und dann sprach Asha mir klarer, seltsam fremdartiger Stimme: ‚Ich werde diese Frau verlassen, wenn ihr Mann verspricht, mit ihr auf den Hadsch³⁶ zu gehen, regelmäßig die Moschee zu besuchen und keinen Tabak mehr zu schnupfen.‘ Die Mganga krächzte triumphierend und flößte Asha eine beruhigende Kräutertinktur ein, die sie einschlafen ließ.

Als die Mganga Khalifa später in Ashas Beisein von dem Unsichtbaren und seinen Forderungen erzählte, nickte er höflich und bezahlte sie für ihre Dienste. ‚Mit dem Schnupftabak höre ich sofort auf‘, sagte er, ‚außerdem werde ich die Waschung vornehmen und in die Moschee gehen, und auf dem Rückweg erkundige ich mich über den Hadsch. Bitte, befreien Sie uns sofort von diesem Teufel.‘

Khalifa gab den Schnupftabak tatsächlich auf, er ging sogar ein paarmal in die Moschee, aber den Hadsch erwähnte er nie wieder. Asha wusste, Khalifa gab sich wohlwollend, aber eigentlich glaubte er ihr nicht und lachte sie insgeheim vielleicht sogar aus. Dass sie sich auf die ketzerische, von ihren Nachbarinnen vorgeschlagene Behandlung eingelassen hatte, machte alles nur noch schlimmer. Sein pausenloses Gerede war lästig, aber nicht zu ändern; doch dass Khalifa nur unregelmäßig betete, störte sie sehr, und vor allem wünschte sie sich den Hadsch. Dass ihr Mann den Wunsch im Stillen verspottete, entfremdete ihn immer weiter von ihr. Sie wollte es nicht noch einmal auf eine Schwangerschaft anlegen und fand Mittel und Wege, Khalifa in seiner Erregung zu bremsen und seinen unangenehmen Annäherungsversuchen auszuweichen“ (S. 26-29).

Asha sucht unter den Frauen aus der Nachbarschaft, mit denen sie Umgang hat, keine Vertraute, mit der sie sich austauschen kann. Sie bleibt unter ihnen auf eine andere Art verschlossen als ihrem Mann gegenüber. Deshalb glaubt Khalifa, dass seine Frau sich wegen ihres Frommseins einsam fühlt. Als Afiya in ihren Haushalt aufgenommen ist, was sie als Khalifas Entscheidung akzeptiert, besteht sie ihr gegenüber auf dem Einhalten der muslimischen Rituale, was sich verstärkt, als Afiya erwachsen wird.³⁷ Es scheint mit ihrem Verhältnis zu ihrem Vater zu tun zu haben, der von seiner Tochter offenbar eine besondere Art von Respekt verlangte, weil ihm der von der Religion geforderte nicht genügte und Asha den Eindruck hat, ihm etwas schuldig geblieben zu sein. Da Khalifa kein praktizierender Muslim ist, irritiert er seine Frau zusätzlich mit seiner demonstrativen Gleichgültigkeit in allen Glaubensfragen (S. 92). So leben sie nebeneinander her.

Khalifa lebt für seine Arbeit, wobei er Nassor so wenig schätzt wie dessen Vater, denn sie geben ihm zu verstehen, wie abhängig er von ihnen nicht nur durch die Arbeit ist, sondern auch dadurch, dass das Haus, in dem sie leben, durch die von Nassor vollzogene Enterbung Ashas ihm gehört. Khalifa erfüllt seine Zeit damit, dass er nach Arbeitsschluss die Veranda des Hauses zu einem kleinen Versammlungsort von Freunden – einer „Baraza“ – gemacht hat, die regelmäßig kommen

36 Der [Haddsch](#) ist die islamische Pilgerfahrt nach Mekka.

37 Asha hat Afiya über Männer folgendermaßen aufgeklärt: „Sie behauptet, alle Männer wären Tiere und vollkommen hemmungslos“ (S. 288). Afiya kann Hamza das lachend erzählen, weil sie so schnell wie möglich mit Hamza, den sie liebt wie er sie, zusammenleben möchte, obwohl der noch warten möchte, bis er es sich leisten kann, „etwas Passenderes zu mieten“. Zu Afiyas Erfahrungen gehört indessen, was sie im Haus ihrer vormaligen Pflegefamilie als Sklavin erlebt hat, nachdem ihr Bruder Ilyas sie dort wieder abgeliefert hat: „Der Sohn, Issa, war jetzt sechzehn, und manchmal, wenn niemand in der Nähe war und sie nicht schnell genug entkommen konnte, rieb er sich an ihr und kniff ihr in die Brustwarzen“ (S. 65).

und sich mit Tratsch versorgen und Nachrichten über die Zustände in der Welt austauschen. Hier findet auch Hamza leicht Anschluss, bevor er mit Afiya vertraut geworden ist (S. 225 ff., 261, 300 f.).

Gurnah lässt Asha nie als ein mit sich zu Rate gehendes Individuum auftreten³⁸, aus dessen Perspektive er als am Geschehen unbeteiligter Er-Erzähler in andere Personen schlüpft und aus ihnen heraus spricht. Asha bleibt verschlossen und in gewisser Weise unsozial, indem sie sich höchstens impulsiv äußert. Sie scheint frustriert und frigide und nichts vom Leben außer von der Religion und der respektierenden Erinnerung an ihren Vater zu erwarten. Mit 39 Jahren verstirbt sie, ohne dass sie die von den Kolonialherren eingeführte und von Khalifa und Hamza empfohlene europäische Medizin im Unterschied zu den von ihr vorgezogenen Heiler:innen an sich heranließe. Im Unterschied zu ihr schöpft Gurnah seine Er-Erzähler-Rolle am ausgiebigsten bei Afiya, Khalifa, Hamza, beim Missionspastor und teilweise beim Oberleutnant aus, als dieser Hamza erklärt, warum er ihm so zugetan ist.

Homosexualität als verschrienste Abweichung von der heterosexuellen Norm kann Gurnah bei der Beschreibung militärischer Umgangsformen am besten akzentuieren, wenn es um Verhöhnung angeblich verweichlichter Verhaltensweisen und zum Ansporn ausdrucksstarker Männlichkeit geht.³⁹ Gurnah lässt sich allerdings nicht darauf ein, die Empfindungen Hamzas als Mobbingopfer zu beschreiben, dem Homosexualität unterstellt wird. Das deutlichste, was er als Wirkung auf Hamza hervorhebt, beschränkt sich auf folgende Beobachtung: *„Er hatte sich als einer der Ihren gefühlt, hatte alle Entbehrungen und alle Strafen mit ihnen geteilt; nie zuvor hatten sie so abfällig mit ihm gesprochen. Es war, als hätten sie ihn gewaltsam aus ihrer Mitte verstoßen“* (S. 90). Das heißt auch, dass Hamza für ihn nie zu jemandem wird, der die Ausgrenzung als etwas Beschämendes empfindet, weil sie etwas im Äußerlichen bleibt. Bemerkenswert ist hingegen, wie er den wegen seiner Zuneigung zu Hamza unter den Soldaten in Verruf geratenen Offizier für den Leser rehabilitiert. Allerdings nur für den Leser, weil die Erklärung in der Missionsstation, dass der schwer verwundete Hamza ihn an seinen zu früh ums Leben gekommenen jüngeren Bruder erinnert, in der militärischen Hierarchie unverständlich, weil zu privat bliebe und damit wieder zweideutig wäre.

38 In Erwägung zu ziehen wäre Asha gegenüber etwa die nicht nur in der islamischen Gesellschaft Afrikas verbreitete [Klitoridektomie](#) oder die [Weibliche Genitalverstümmelung](#), die auch zu Anfang des 20. Jahrhunderts in der von „schwarzer Pädagogik“ dominierten Sexualerziehung von Jungen und Mädchen, aber auch von Witwen (!) nicht nur in Deutschland, sondern im gesamten christlichen Europa empfohlen wurde, und zwar in Deutschland zum Beispiel von Hermann Rohleder, *Die Masturbation. Eine Monographie für Ärzte, Pädagogen und gebildete Eltern*, Berlin ³1912, S. 301 ff.

39 „(...) ein – dem Anschein nach – tschetschenischer Kommandeur [hielt] eine Rede vor seinen Soldaten. Wie Newsweek berichtet, ist sein Name Magomed Tschitanajew. Seine minutenlange Ansprache triefte vor Homophobie; in was für einer Welt lebe man, in der die Ukraine ‚Gay-Paraden in Kiew, Charkiw und Odessa‘ genehmige, fragte Tschitanajew. Selbst der ‚römische Papst‘ habe inzwischen die gleichgeschlechtliche Ehe und Geschlechtsumwandlungen ‚legalisiert‘, nun habe er ‚offiziell den Tempel von Satan geöffnet‘“ ([Putins Top-Propagandist spricht zu Soldaten: Tod „bedeutungslos“ – und „Allahu Akbar“ \(msn.com\)](#), 20.1.2023).

3 AUTOFIKTIONALE KLARTEXTE AUS FRANKREICH

Der SPIEGEL, 28.6.2020: *Sehen wir diese Form der Revolution gerade in den Protesten rund um "[Black Lives Matter](#)"?*

Paul B. Preciado: *Ja, das ist besonders. Es ist der größte kollektive Protest, den wir im Westen des heutigen Jahrhunderts kennen.*

*Wenn wir die Forderungen von "Black Lives Matter" mit queeren, trans-, intersexuellen #MeToo- und Migrant*innenbewegungen zusammenbringen, würde dies bedeuten, die epistemische Infrastruktur des kapitalistischen, patriarchalischen und kolonialen Regimes infrage zu stellen – was bedeutet, die letzten 500 Jahre der Weltgeschichte infrage zu stellen. Dies ist Ausmaß dessen, was passiert. Aber wir müssen diese antipatriarchischen und antikolonialen Allianzen aktiv aufbauen.*

3.1 EDOUARD LOUIS (*1992) ALS ÖFFENTLICHE PERSON

Auf eine Inhaltsangabe der ersten Buchveröffentlichung des 22-jährigen Édouard Louis „[En finir avec Eddy Bellegueule](#)“ (2014) (dt. „[Das Ende von Eddy](#)“ [2016, ⁸2022]) wird hier verzichtet, indem ich auf die Inhaltsangabe bei Wikipedia verweise. Den Inhalt also vorausgesetzt, möchte ich das immer noch nicht verstummte mediale Echo auf dieses Buch in den Vordergrund stellen, das daher rührt, dass Édouard Louis als der Ich-Erzähler sein Buch zwar einen Roman nennt, dargestellte Personen wie auch Raum und Zeit sich jedoch eindeutig von den Menschen entschlüsseln lassen, die den Autor und sein Umfeld kennen oder sich auch selbst wiedererkennen.⁴⁰

■ „PHILIPPE LACOCHE

21. Mai 2014, in *Atlantico Lettres*: ‚*Delikt von Bellegueule*‘: *Wenn die Fiktion sich (zu sehr) auf die Wirklichkeit stützt*

Das Buch von Édouard Louis über den Leidensweg eines jungen Homosexuellen, der von seinen Schulkameraden in einem schrecklichen Dorf im Norden schikaniert wird, ruft polemische Reaktionen hervor, die sich an der rohen Wirklichkeit einer Familie, eines Dorfes und einer Region stoßen, die sie wiederzuerkennen glauben.

Das Buch von Édouard Louis ist einer der bis heute besten Verkaufserfolge, hat aber Polemik hervorgerufen. Warum? Weil es als Fiktion dargestellt wird, stößt es sich an der rohen Wirklichkeit einer Familie, eines Dorfes und einer Region, die sie wiederzuerkennen glauben.

Was erzählt er? Den Leidensweg eines jungen Homosexuellen, der von seinen Schulkameraden schikaniert wird. Der Schriftsteller entwirft ein erschreckendes Bild eines Dorfes im Norden: der Rassismus, der Alkoholismus, die Homophobie... Das ist manchmal ein wenig zuviel – selbst wenn Édouard Louis viel Talent hat. Das Problem ist, dass er auf dem Cover des Romans seinen richtigen Namen (Eddy Bellegueule) behalten hat, dass er von einem Dorf spricht, das deckungsgleich mit seinem eigenen Ort Hallencourt an der Somme in der Picardie ist, und dass er Interviews gegeben hat, in denen er andeutet, dass der Erzähler selbst dieses Leid erlebt hat, das durch all diese Schrecken verursacht wurde.

Fiktion oder nicht? Von dem Moment an, in dem eine Realität durch das Sieb der Sensibilität eines Schriftstellers geht, platzt diese Realität. Sie explodiert mitten im Flug. Und es tut weh. So geschah es in der Familie von Eddy Bellegueule. Letzterer weigerte sich, der Regionalzeitung "Le Courrier Picard" ein Interview zu geben, weil er das Gefühl hatte, dass es von seinen Verwandten und seiner Familie gelesen würde. Das Unbehagen, das der Roman verursachte, kam den Reportern der Zeitung zu Ohren, die, weil Édouard Louis nichts sagte,

⁴⁰ Siehe [Schlüsselroman](#).

seine Familie trafen, einige seiner Freunde vom Michelis-Gymnasium in Amiens, dann von der Universität Picardie-Jules-Verne. Alle Befragten äußerten ihr Unverständnis. Melanie, die ältere Schwester, ist ‚untröstlich und traurig‘. Candice und Andy, die 15-jährigen Zwillinge, fragen sich, ‚warum unser Bruder uns das angetan hat‘. Monique, ihre Mutter, gibt zu, dass sie am Boden zerstört war, als sie las, was sie las. Einer seiner ehemaligen Freunde, der anonym bleiben wollte, sagte, er sei beunruhigt darüber, dass er seine soziale Klasse mit Alkoholismus und Rassismus in Verbindung gebracht habe. Ihm zufolge alles darauf angelegt, den Verkauf des Buchs zu steigern.

Was können wir zu diesem Fall sagen? Auf der einen Seite ein bemerkenswerter erster Roman von schriftstellerischer Stärke. Auf der anderen Seite eine Umgebung, die sich verraten fühlt. Soll dieses als Roman präsentierte Buch etwa eine wahre Geschichte sein? Édouard Louis hätte den bewegten Sand der breiten Strände der Erfahrung betreten und nach vor Langem Erlebten durchsuchen können, aber er suchte anderswo, tief in seinem Inneren, um sein Buch zu einer schrecklichen universellen Beobachtung über die Ablehnung des Anderen zu machen, über eine von Arbeitslosigkeit und triumphierenden Kapitalismus verwüstete Provinz, von Standortverlagerungen, wirtschaftlichen und politischen Kleinmütigkeiten, die die Reichen immer reicher und die Armen ärmer macht. All dies findet sich in Édouard Louis' Roman. In einer SMS an seine Schwester Candice sagt der junge Schriftsteller, er habe ‚eine Liebeserklärung an Mama richten wollen, aber niemand wolle es verstehen‘. In einem Interview im Internet prangert er auf viel marxistischere Weise als in seinem Buch (aber es ist klar, dass ein Roman kein Essay ist!) die Lage der Arbeiterklasse dieses Gebietes an, die Verarmung durch den Ultraliberalismus.

Aber man fragt sich, warum er seinen richtigen Namen auf den Buchumschlag setzen ließ und warum er so eindeutig einen Ort bezeichnete. Warum hat er die Realitätsstücke, die sein Werk enthält, nicht völlig unkenntlich gemacht? (...) Hat die Fiktion das Recht, in Bezug auf Kreativität und Kunst Leid zu erzeugen? Das ist die Frage.“

■ [Édouard Louis se confronte de nouveau à Eddy Bellegeule:](#)

„5. Februar 2016

Édouard Louis stellt sich noch einmal Eddy Bellegeule

Édouard Louis kommt mit einem neuen Werk zurück: „[Im Herzen der Gewalt](#)“ (frz. 2016 / dt. 2017). Mit diesem Roman lädt er dazu ein, von seinem Dasein aus über die Gewalt nachzudenken. Für Édouard Louis scheint die Zeit von Eddy Bellegeule weit zurückzuliegen. Trotzdem tauchen auch in seinem neuen Werk die Erinnerungen an Hallencourt wieder auf. –

Das Kind von Hallencourt, mit dem er die Chronik seines ersten Romans ‚Das Ende von Eddy‘ bestritten hat, gehört zu den vielversprechendsten Schriftstellern seiner Generation und fängt sogar an, sich unter den maßgeblichen Intellektuellen der Linken einen Platz zu schaffen.

Sein erster Roman wurde von der Kritik begrüßt: ‚Ein Schriftsteller, dessen Buch, einmal zu Ende gelesen, in Staunen versetzt, uns den Mund offenstehen lässt und den Atem abschneidet‘ (Nouvel observateur) oder auch: ‚Die Überraschung dieser Saison‘.

Das Etikett ‚engagierter Schriftsteller‘ schreckt ihn nicht. Im Gegenteil, der junge Grenzüberschreiter nimmt es für sich in Anspruch. ‚Alles ist politisch. Wenn ich schreibe, ist die Literatur Politik‘, ließ er vor Kurzem verlauten (Livres Hebdo). Zeugen dieses Engagements sind die beiden ausgewiesenen Tribünen in ‚Libération‘ und ‚Le Monde‘ 2014 und 2015 mit dem Soziologen Geoffroy de Lasmenerie.

‚Keine Zeile Fiktion‘

Édouard Louis tritt wieder auf den Plan mit ‚Im Herzen der Gewalt‘. Und wenn das ‚Ende von Eddy‘ verstört hat, dann sieht es so aus, als würde er mit seinem neuen Werk wieder die Kritiken abschöpfen. In diesem Roman unterstreicht Édouard Louis gegenüber ‚Livres Hebdo‘, dass es in diesem Buch keine Zeile Fiktion gebe. Die Struktur ist fiktional, aber sonst ist alles real.‘

Die Erinnerungen an Hallencourt kehren zurück

Der Roman beginnt am 25. Dezember 2012. In jener Nacht wird der Autor geschlagen, mit einer Waffe bedroht und von einem Mann, Reda, vergewaltigt. Er hatte ihn nach einem Weihnachtsessen mit Freunden zu sich eingeladen.

In diesem Roman liefert der Autor die Details jener traumatisierenden Nacht. Er schildert auch die Gänge zur Polizei und ins Hospital bis ins Detail.

Mit seinem soziologischen Blick zeigt er ohne Umschweife die Gewalt, die Mechanismen der Beherrschung und den Rassismus auf.

Édouard Louis ist nicht der einzige Erzähler dieses Romans. Seine Schwester tritt auch in ihrer Art zu sprechen auf. Durch ihre Augen stellt sich Édouard Louis wieder dem vormaligen Eddy Bellegueule, seiner Vergangenheit. So steigen neue Erinnerungen an Hallencourt an die Oberfläche.

Mit diesem zweiten Werk findet der Autor Antworten auf Fragen, die er sich in ‚Das Ende von Eddy‘ stellen konnte. Die Angriffe auf seinen Heimatort sind weniger heftig als im vorausgegangenen Buch, aber der ‚Klassenrassismus‘, den ihm einige vorgeworfen haben, ist nie weit weg.“

■ [Huit ans après le livre d'Édouard Louis, la colère n'est pas retombée à Hallencourt | Le Journal d'Abbeville \(actu.fr\):](#)

„16. Februar 2022

Acht Jahre nach dem Buch von Édouard Louis ist der Zorn in Hallencourt nicht weniger geworden. Am Donnerstag, 17. Februar 2022, strahlt France 3 einen dem Schriftsteller Édouard Louis gewidmeten Dokumentarfilm aus. Die [Somme](#) entlang hört sein Buch „Das Ende von Eddy“ nicht auf, Zorn zu erregen.

Ein Buch, das offene Wunden hinterlassen hat

Der Film erinnert an Édouard Louis' autobiographischen Roman, erschienen bei Éditions du Seuil. Dort schildert der Autor eine alptraumhafte Kindheit, während er seine Homosexualität ‚in einem verlorenen Dorf, weit weg von allem, enterbt, in einem sehr starken Elend ...‘ auslebt.

Dieses Buch, das die Kernfamilie des Autors kaum verschont, hat viele Bewohner der Kommune tief berührt, die von einer Analyse verletzt sind, die sie für verunglimpfend, unbegründet und weit entfernt von der Realität des täglichen Lebens dieser Kommune mit 1.300 Seelen halten.

Acht Jahre sind seit der Veröffentlichung des Buches vergangen.

Wir kehrten in die Heimat des Schriftstellers zurück, um Gefühle einiger Bürger zusammenzutragen, die sehr wütend auf **Eddy Bellegueule** sind, der seine Identität vor 9 Jahren geändert hat, als ob er mit der Vergangenheit reinen Tisch machen wollte. Er wurde zu Edouard Louis.

‚Édouard Louis, ich weiß nicht, wer er ist... ‘

Es ist kurz vor 10 Uhr in Hallencourt, als die ersten Bürger auftauchen.

Vor der Bäckerei sind die dort Herumstehenden kaum auf Édouard Louis ansprechbar, auch wenn einige sich nicht der Idee widersetzen, die Tatsache zu kommentieren, dass sie wieder über ein Kind des Ortes sprechen könnten. ‚Ich kenne Eddy Bellegueule gut, wir haben verschiedene Momente unserer Kindheit geteilt, aber Édouard Louis, ich weiß nicht, wer das ist... ‘ antwortet, nicht ohne Ironie, ein Einheimischer der Kommune.

Der Regen wird kräftiger, es ist höchste Zeit, Zuflucht im örtlichen Café zu suchen. Am Tresen oder im Restaurant sitzend verhalten sich die Gäste von Anfang an eher still, auch wenn die Versuchung spürbar ist, das naturalistische Werk dieser Zeit heraufzubeschwören.

‚Diese Episode im Jahr 2014 betraf nicht nur die gesamte Gemeinde, sondern reichte weiter. Ich wünsche Ihnen viel Glück bei der Suche nach Leuten, die über ein Buch sprechen wollen, das unsere Stadt beschmutzt hat‘, warnt der Wirt.

Kaum ist der Zucker im Kaffee umgerührt, da lockern sich die Anwesenden, und jeder breitet hemmungslos seine Analyse über jemanden aus, der die Wahrheit verzerrt hätte. ‚Wer kann

überprüfen, was in dem Buch gesagt wird? Für mich gibt es 20% Wahrheit gegenüber 80% Lügen. Wo es ins Intime geht, können wir ihm nicht widersprechen. Der Rest ist ein Lügengewebe', sagt ein Stammgast.

„Ich werde mir diesen Film nicht ansehen“

Leidenschaft, Groll, Wut sind immer präsent. „Ich werde mir diesen Film nicht ansehen. Er hat unserer Region und seiner Familie, die das nicht verdient hat, zu viel Schaden zugefügt“, sagt ein Einheimischer.

Die Zeit vergeht ruhig, als sich die Patentante des Autors zu den anderen gesellt.

Die Patentante von Eddy Bellegueule

„Ich erinnere mich, dass ich ihm seine erste Couch schenkte und ihm die Studiengebühren bezahlte. Er hat mir letzten Dezember eine Nachricht geschickt, aber ich bin nicht in der Lage zu verzeihen“, kommentiert die Patin des Autors mit zitternder Stimme.

Die Emotionen in der Stadt bleiben nach der Veröffentlichung eines Buches, das unauslöschliche Spuren hinterlassen hat, stark.

Auf telefonische Anfrage wollte Bürgermeister Frédéric Delohen wenige Stunden vor der Ausstrahlung des 52-minütigen Berichts nicht reagieren. Ein Bericht, der an die [Amiens](#)-Jahre des Autors und seine Kindheit in einem Ort erinnert, in dem man die Seite der wenig angenehmen Geschichte von Edouard Louis umblättern möchte ...“

■ [Edouard Louis, les années Amiens | FranceTvPro.fr](#) :

„Wenn im Augenblick über das Genus, die Identität, die Zugehörigkeit und die Grenzen debattiert wird, dann hat ein Mensch versucht, den strikten Gegensatz zwischen sich und den anderen zu überschreiten und davon zu träumen, sich hinwegzubewegen, sich zu ändern und zu verändern. Bei diesem Menschen handelt es sich um den Schriftsteller Édouard Louis.

Ende der 1980er Jahre hat der junge Mann in Amiens eine erste Metamorphose durchgemacht. Als er sein lumpenproletarisches Dorfmilieu aufgab, entdeckte er die bürgerliche Stadt mit ihren Kindern, die über ein starkes kulturelles Kapital verfügten. Er wollte sich ihren Habitus und ihre Codes zulegen. Er änderte seine Gewohnheiten, seine Sprache, seinen Körper ... und schließlich Vornamen und Namen. Er erfand für ein zweites Leben eine neue Persönlichkeit für sich.

Nach der Vollendung dieser Metamorphose ging er nach Paris. Dort ließ er sich auf ein drittes Leben ein. Innerhalb weniger Jahre wurde er zu einem der in den Medien präsentesten Darsteller des französischen Kulturlebens. Von dieser spektakulären Verwandlung sowohl im Persönlichen wie im Sozialen hat Édouard Louis nichts in seinen Romanen geschrieben.

Dieser Film will darüber mit einigem Material kritisch berichten.

Ein Film von François Caillat.“

Die französische Sprache ist wie das von Gurnah gesprochene [Swahili](#) und die [Swahilikultur](#) und wohl jede andere Sprache und Kultur reich an Worten, mit denen Geschlechtsrollen gelebt, wahrgenommen, gepriesen oder verhöhnt und tabuiert werden können. Édouard Louis hat das in der Familie, in der Schule und in seinem Heimatort am eigenen Leib reichlich erfahren und entsprechend beschrieben, weil er in seinen Verhaltensweisen von dem abweicht, was um ihn herum als für einen Jungen „normal“ angesehen wurde. In dem in seinem Heimatort ausgelösten Echo sieht es nun so aus, dass er das, was er als seine Schande erlebte, indem er alles Erfahrene benannte und aussprach, als eine ehrabschneidende Verunglimpfung über sein Herkunftsmilieu ausgeschüttet hätte.

In keinem der hier in Übersetzung vorgelegten Preetexten wird darauf eingegangen, was es um die Geschlechtsrollen herum für ein unerschöpfliches Vokabular gibt, das je nach Situation doch in jeder Sprache deutlicher noch als im Habitus, den man je nach Situation auch ansatzweise verändern und anpassen kann, abrufbar ist. Auch das, was „Klartext“ genannt wird, stößt in der

Vermittlung an die Öffentlichkeit an Grenzen, die von einer unausgesprochenen Scham⁴¹ gezogen werden, die auch im „Klartext“ oder mit „Tacheles“ nicht so einfach zu überschreiten sind. Der Wikipedia-Artikel [Bezeichnungen für Homosexualität](#) geht nicht über das hier Festgestellte hinaus und existiert trotzdem nur in wenigen Sprachen, darunter nicht einmal das Französische. Der Neugierige muss hier bis in die Fußnoten gehen, wenn er sich weiterhelfen will, und kann in der deutschen Wikipedia zum Beispiel auf [Ernest Bornemann](#) aufmerksam gemacht werden.⁴²

Der Leser bleibt also, wenn er sich nicht gleich auf das weite Feld der [Pornografie](#) begeben will, auf das Lesen entsprechender Bücher der [Belles Lettres](#) oder der [Schönen Literatur](#) angewiesen, zu denen die hier vorgestellten Bücher von Édouard Louis und der anderen hier behandelten Autor*innen sicher auch gehören.

41 Siehe unter 3.2 den Exkurs zum naturgegebenen Schamgefühl, das sich diesseits jeder Eroberungs- und Gewaltherrschaft als eines der allerwichtigsten Herrschaftsinstrumente zur Anpassung in wohl jeder kolonialisierten Lebenswelt bis in die körper- und seelischen Mikrobereiche eignet und entsprechend gehandhabt wird. Besondere Aufmerksamkeit verdient die [Fremdscham](#). Sie zeigt, wie weit sich das Schamgefühl ausdehnen kann, je nach dem, wie eng man jemanden seinem eigenen Gemeinwesen zuordnet.

42 Zum von Ernest Bornemann erarbeiteten Lexikon „Sex im Volksmund. Der obszöne Wortschatz der Deutschen“, Rowohlt, 1971, heißt es im Vorspann: „Zehn Jahre lang hat Ernest Bornemann Prostituierte, Zuhälter und andere Angehörige des ‚Milieus‘ systematisch interviewt, um ihren speziellen Wortschatz zu sammeln. Diese Feldforschung erbrachte einige 10 000 Belegkarten. Daneben hat Bornemann das in über 500 Dialektlexika und Umgangssprachführern gesammelte sexuell getönte Sprachmaterial aufgearbeitet (...).“

EXKURS: LEXIKALISCHES ZUM SCHAMGEFÜHL

■ Einleitung zum Artikel [Schamgefühl](#) bei Wikipedia (deutsch/französisch):

Deutsch:

Schamfamilie	Verlegenheit
	Befangenheit
	Schüchternheit
	Peinlichkeit
	Kränkung
	Schmach
	Minderwertigkeitsgefühl

[Pranger](#)

„Das **Schamgefühl** gehört zu den bei allen Menschen auftretenden [Affekten](#). Auslöser für Schamgefühle können innerseelische Vorgänge sein, wie zum Beispiel der Eindruck von [Peinlichkeit](#) oder [Verlegenheit](#), aber auch die Bloßstellung oder Beschämung durch andere Menschen in Form von [Demütigungen](#) oder [Kränkungen](#). Gehen sie mit [vegetativen](#) Begleiterscheinungen einher, wie beispielsweise dem [Erröten](#), sind Schamgefühle auch für Außenstehende wahrnehmbar.

Die Fähigkeit, Scham zu empfinden, gilt als angeboren. Im zwischenmenschlichen Kontakt kommt es (insbesondere durch [Lernen am Modell](#)) zu einer Ausdifferenzierung. Die Anlässe für ein Schamgefühl variieren zwischen sozialisations- und kulturbedingten, sowie entsprechend der individuellen Veranlagung und der aktuellen Befindlichkeit. Dasselbe gilt für die Intensität der Empfindung, die sich redensartlich vom „peinlichen Berührtsein“ bis zum „Im-Boden-Versinken“ erstrecken kann.

Beschämungen und Schamgefühle sind nicht allein individuelle Phänomene, sondern werden auch in mehr oder minder großen sozialen Gruppierungen verursacht und erlitten. Die damit verbundenen Kränkungen des [Selbstwertgefühls](#) erzeugen ein breites Spektrum unterschiedlicher Reaktions- und Verarbeitungsweisen. Der Erforschung und Deutung, teils auch der Behandlung von Schamgefühlen, widmen sich eine Reihe [sozial-](#), [geistes-](#) und [naturwissenschaftlicher](#) Disziplinen.“

■ Einleitung zur deutschen Version von „[Honte](#)“ in der französischen Wikipedia:

Zu beachten ist, dass „honte“ viel deutlicher als „Scham“ ins Deutsche mit „Schande“ zu übersetzen wäre, im Französischen der deutsche Scham-Begriff jedoch immer mit „honte“ wiedergegeben wird. „Schande“ ist jedoch im Deutschen eine soziale Empfindung, weil sie die öffentliche Achtung der Person herabsetzt und ihr ihre „Ehre“ bestreitet oder abschneidet, weshalb sie im Französischen auch als „deshonneur“ = „Unehre“ „Verlust der Ehre“ verstanden werden kann. Das schlägt sich auch in der deutschen Wiedergabe des französischen Lemmas nieder:

„**Scham** ist eine komplexe [Emotion](#), die aus einer [Nichtübereinstimmung](#) mit bestimmten sozialen Anforderungen (Selbstbild, körperliche Eigenschaften, Beherrschung kultureller Codes...) oder Kollektivschuld ([Gewichtsbezogene Stigmatisierung](#), [Diskriminierung von Menschen mit HIV/AIDS](#), [Klassenverachtung](#) ...) resultiert. Es unterscheidet sich von anderen Emotionen durch seine soziale, geheime, narzisstische, körperliche und spirituelle Dimension. Scham hat sowohl positive als auch negative Aspekte. Es wird manchmal als die soziale Version von [Schuld](#) definiert und spielt eine Rolle in der [sozialen Phobie](#).

Scham ist eine [Mischung aus einfachen Emotionen](#) ([Angst](#), Wut, [Traurigkeit](#)) und [Gefühlen](#) (Hilflosigkeit, verhaltene [Wut](#), traurige Verzweiflung, Leere...).

Es ist eine archaischere Emotion als Schuld in dem Sinne, dass sie oft weniger verbal und sensorischer ist als Schuld. Es manifestiert sich emotional (Verlegenheit, Unbehagen, Angst... oder Ausgelassenheit, Aggressivität...), körperlich (gesenkte Augen, Kopf gesenkt, Erröten... oder erhobenen Hauptes...), kognitiv (interne Diskursabwertung oder aggressiv...) und verhaltensmäßig (Hemmung, Lähmung oder Ehrgeiz, Exhibitionismus...).“

3.2 ANNIE ERNAUX' „ERINNERUNG EINES MÄDCHENS“ IN ETHNOLOGISCH-SOZIOLOGISCHER PERSPEKTIVE

Was es mit Scham, Schande und Schmach auf sich haben kann, die ein Mädchen erfährt und die es lange mit sich herumträgt, bis sie als Frau von 56 Jahren auf sich als 12-Jährige zurückblicken kann, zeigt [Annie Ernaux](#) in ihrem Buch „La Honte“ / dt. „Die Scham“ (1997 / dt. 2020). Hier ist „Schande“ / „Scham“ sogar im Titel schon ausgedrückt, ist aber etwas, das im ganzen schriftstellerischen Werk Ernaux' je nach erinnertem Anlass immer wieder vergegenwärtigt wird, wie etwa in „Das Ereignis“ (2000 / dt. 2021) die Vergegenwärtigung einer illegalen Abtreibung, der sie sich als 23-Jährige unterzog.

Beim Suhrkamp-Verlag wird „Die Scham“ so vorgestellt:

„Juni 1952, die kleine Annie ist 12 Jahre alt. Eines Sonntagnachmittags geschieht etwas Entsetzliches – ohnmächtig muss sie miterleben, wie der Vater die Mutter umzubringen versucht. Nach kurzer Zeit beruhigt sich der Vater, und Annie versucht, den Eklat zu vergessen. Bis sie, nahezu ein halbes Jahrhundert später, auf ein altes Foto stößt, das eine Flut von Erinnerungen auslöst. Aber was genau ist damals geschehen? Und wie ist es dazu gekommen?“

Je tiefer Annie in dieses entscheidende Jahr eintaucht, umso deutlicher wird ihr die Spannung, in der die Eltern lebten, zwischen dem Wunsch nach sozialem Aufstieg und dem demütigenden Rückfall in die alten Verhältnisse. Und auch Annies Zerrissenheit gewinnt an Kontur, ihr immer wieder schmerzhaftes Bemühen, dem Einfluss einer religiösen Erziehung zu entrinnen und der bohrenden Sehnsucht nach Aufbruch und einem besseren Leben zu folgen.

Scham ist das beharrliche Gefühl der eigenen Unwürdigkeit. Annie Ernaux seziert es an sich selbst, indem sie weit zurückschwingt in eine eigentlich unfassbare Episode ihrer Kindheit und in eine Vergangenheit, die nicht vergehen will.“

Als 74-Jährige geht sie einer anderen, lange verdrängten, aber immer wieder mit der Jahreszahl „1958“ auftauchenden Erinnerung nach, die zu ihr als 18-Jähriger führt, als sie zum ersten Mal ihr Elternhaus verlassen hat und in den Sommerferien eine Beschäftigung als Aufsichtsperson in einer bis vor Kurzem so genannten „*colonie de vacances*“⁴³ zum Geldverdienen gefunden hat. Der Aufarbeitung des damals Erlebten und Erfahrenen widmet sie sich im Buch „Erinnerung eines Mädchens“ (2016 / dt. 2018 im Suhrkamp-Verlag), das hier in den Mittelpunkt gestellt wird.

Wieder geht es um ein Ereignis, das aber mit einer ganz anderen Scham verbunden ist, nämlich der sehr intimen sexuellen, die in der Erinnerung stärker eingekapselt ist als die 1952 erlebte soziale Scham, die eine ganze Familie prägt, bei jedem Mitglied mit eigener Akzentuierung. Diese in der Jugend aufgrund eigenen willentlichen sexuellen, aber unreflektierten Verhaltens entstandene Scham wird nämlich als solche für sie erst greifbar, als sie auf einmal erfährt, wie sich ihr zum ersten Mal in ihrem Leben einem Mann gegenüber gezeigtes Verhalten über Getuschel den anderen gleichaltrigen jungen Frauen und Männern mitgeteilt hat. Es führt nämlich, ohne dass es ihr zunächst bewusst wird, zu ihrer Ausgrenzung, indem sie als „*Nutte*“ bezeichnet wird und wohl infolgedessen bei der nächsten Bewerbung am gleichen Ort im folgenden Jahr nicht mehr beschäftigt wird.

Die sexuelle Scham wird also erst in der Wahrnehmung der anderen mit ihrer Übersetzung ins

43 Es handelt sich um eine „*colonie de vacances*“, kurz „*colo*“, ein beliebtes Bildungs- und Freizeitprogramm für Gruppen minderjähriger Kinder, meist während der Schulferien. Diese Einrichtungen für die Aufnahme von Minderjährigen werden von jungen Animatoren beaufsichtigt und unterliegen den Vorschriften des Gesetzes über soziale und familiäre Maßnahmen sowie der Jugend- und Sportgesetzgebung. Da der Begriff „Kolonie“ wegen der langen französischen Kolonialgeschichte sehr belastet ist, wird neuerdings von „*séjour de vacances*“ (= *Ferienaufenthalt*) gesprochen.

Soziale, gewissermaßen rückwirkend, als Verstoß gegen den unausgesprochenen Verhaltenskodex ihrer Kolleg*innen gemessen und als solcher registriert und damit in der Gruppe zu einer Rolle von Annie Duchesne – künftig *Annie D.* – gemacht, wie Annie Ernaux mit Mädchennamen hieß. Dabei ist sie am Ende des Aufenthalts in der „Kolonie“ immer noch [Jungfrau](#), weil die von ihr gewünschte Entjungferung keinem der ihr so nahe kommenden Kollegen gelingt.

Der eigentlichen Erinnerungsarbeit schickt Ernaux in ihrem Buch die ganz im Allgemeinen gehaltene Szenen einer Annäherung und des Abbruchs einer Beziehung zwischen einer Frau und einem Mann voraus, indem aus dem Plural „Menschen“ sich der Mann schnell als der dominante Rollenträger herauschält:

„Es gibt Menschen, die überwältigt werden von der Gegenwart anderer, von ihrer Art zu sprechen, die Beine übereinanderzuschlagen, eine Zigarette anzuzünden. Die gebannt sind von ihrer Präsenz. Eines Tages, vielmehr eines Nachts, werden sie mitgerissen vom Begehren und Willen eines anderen, eines Einzigen. Was sie zu sein glauben, verschwindet. Sie lösen sich auf und sehen ein Abbild ihrer selbst handeln, gehorchen, erfasst vom unbekanntem Lauf der Dinge. Sie können nicht mithalten mit dem Willen des Anderen. Er ist ihnen immer ein Stück voraus.

Keine Unterwerfung, keine Einwilligung, nur die unfassbare Wirklichkeit, die einen denken lässt, ‚was geschieht mir gerade‘ oder ‚das geschieht gerade mir‘, bloß gibt es da schon kein Ich mehr, jedenfalls nicht mehr dasselbe. Es gibt nur noch den anderen, den Herrn der Situation, der Gesten, des nächsten Moments, den er allein kennt.

Dann geht der andere, man gefällt ihm nicht mehr, er hat das Interesse verloren. Er lässt einen mit der Wirklichkeit allein, zum Beispiel einem schmutzigen Schlüpfer. Er lebt nur noch in seiner eigenen Zeit. Man bleibt allein zurück, allein mit der Gewohnheit, ihm, jetzt schon, zu gehorchen. Allein in einer Zeit ohne Herr.

Von nun an haben andere ein leichtes Spiel, sie können mit dir machen, was sie wollen, sich in deine Leere stürzen, du verweigerst ihnen nichts, spürst sie kaum. Du wartest weiter auf den Herrn, darauf, dass er dir die Gnade erweist, dich zu berühren, wenigstens noch ein Mal. Und dann tut er es, eines Nachts, mit all der Macht, die er über dich hat und nach der du dich mit jeder Faser gesehnt hast. Am nächsten Morgen ist er weg. Aber das ist dir egal, die Hoffnung, ihn wiederzusehen, ist längst zu deinem Lebenszweck geworden, dafür machst du dich zurecht, lernst du, bestehst du deine Prüfungen. Er wird zurückkommen und seiner würdig sein, mehr noch, du wirst ihn betören, du wirst so viel schöner, klüger und selbstsicherer sein als die unscheinbare Person, die du vorher gewesen bist.

Alles, was du tust, tust du für den Herrn, den du dir heimlich gegeben hast. Aber du arbeitest an deinem Selbstwert und entfernst dich, ohne es zu merken, unweigerlich von ihm. Dein Wahn wird dir bewusst. Du willst ihn nicht mehr wiedersehen, nie mehr. Du schwörst, alles zu vergessen und niemandem je davon zu erzählen“ (S. 9 f.).

Das ist im Grunde ein Abriss der folgenden 150 Romanseiten, in denen sich ein „Ich“ – die Ich-Erzählerin – zu verorten und wiederzuerkennen versucht.⁴⁴

Annie Ernaux gehört noch zu den Jahrgängen, aus denen die jungen Männer 1958 in den bis 1962 dauernden [Algerienkrieg](#) geschickt wurden. Für die Mädchen galt das als selbstverständlich, weshalb sie auch von dem Gerücht hörten, dass die jungen Soldaten „ihre körperlichen Bedürfnisse an einer angepflockten Ziege stillten“ (S. 12).

Für sie selbst eröffnet sich in der Ferienkolonie eine andere Möglichkeit, nämlich den Begriff „Kolonie“ so zu verstehen, wie er für den großen Theoretiker der französischen Kolonisation,

44 Das erläutert sie auf S. 58: „Wenn ich dem Jahr 1958 auf den Grund gehen will, muss ich die Zerstörung aller Interpretationen akzeptieren, die sich im Laufe der Jahre angesammelt haben. Nichts glätten. Ich konstruiere keine Romanfigur. Ich dekonstruiere das Mädchen, das ich gewesen bin.“

Alexis de Tocqueville, grundsätzlich auch verstanden wurde, also auch für die von ihm gerechtfertigte und unterstützte kolonialistische Eroberung von Algerien: „Die Kolonien aller europäischen Völker zeigen dasselbe Schauspiel. Die Rolle des Individuums ist nicht etwa kleiner, sondern überall größer als im Mutterland. Seine Handlungsfreiheit wird weniger eingeschränkt.“⁴⁵

Die Rolle des von zu Hause in die Ferienkolonie als Betreuer*in entsandten Individuums verspricht also eine größere Entfaltungsfreiheit in einem gewissermaßen exterritorialen Gebiet, zu dem das Gelände in „S.“ am westfranzösischen Fluss Orne in der Sommerferienzeit wird. Denn Annie D. kann es gar nicht erwarten, ihre sie im Zug nach S. begleitende Mutter loszuwerden. Denn die möchte ihre Tochter solange wie möglich im Auge behalten. Die Ich-Erzählerin erinnert sich genau an die Verfassung, in der sie sich damals befand:

„Ich weiß, was das Mädchen in diesem Moment empfindet, ich kenne ihren Wunsch, ihren einzigen: Dass die Mutter in den Zug nach Hause steigt und verschwindet. Sie brennt vor Wut und **Scham** darüber, dass sie mit ihrer Mutter gesehen werden könnte – die das Umsteigen in Rouen zum Vorwand genommen hat, sie zu begleiten –, darüber, dass sie in der Ferienkolonie abgeliefert wird wie ein kleines Kind, dabei wird sie in zwei Wochen achtzehn und ist als Betreuerin eingestellt (...). Was mir spontan einfällt: Alles in ihr ist Begehren und Stolz. Und: Sie kann es kaum erwarten, eine Liebesgeschichte zu erleben“ (S. 23 f.).

Sie fühlt sich auch gegenüber dem Familienverband ihrer Eltern als Einzelkind selbstbewusst und stolz, da sie Klassenbeste ist und in Fächern unterrichtet wird, von denen alle Verwandten kaum etwas gehört haben. *Woher sie das hat, diese Begabung fürs Lernen*, lässt ihre Umgebung sich fragen und staunen. So ist sie auch stolz auf ihre Wünsche, „auf die sie wegen ihrer Andersartigkeit ein Anrecht zu glauben hat“ (S. 27). Mit Jungen hat sie als katholische Mädchenpensionatsschülerin jedoch bisher nicht viel zu tun gehabt, und ihre Mutter hat ein Auge darauf, dass das auch außerhalb so bleibt.

Das verändert sich in der in der koedukativen Ferienkolonie in einem Sanatoriumsgebäude sehr schnell, und sie ist von der fehlenden Geschlechtertrennung zunächst verwirrt. Unter den Betreuer*innen ist sie die einzige, die noch keine Erfahrung mit der laizistischen Welt hat, und sie wird erst im kommenden Schuljahr auf das Lycée Jeanne-d’Arc in Rouen wechseln. Sie ist dabei fasziniert von der rigorosen Organisation, „*geregelt vom Pfiff der Trillerpfeife, getaktet von Wanderliedern, in einer Atmosphäre der Fröhlichkeit und Freiheit*“ (S. 41). Auch die Leitung wirkt so gut gelaunt, dass ihr Erwachsene zum ersten Mal erträglich vorkommen. Unter dem annähernd einem Dutzend junger Männer unter den Betreuern macht sie allerdings keinen aus, „*der ihrem Traum von der Liebe entspricht*“. Es kommt ihr bei allen Regeln alles so locker vor, wie es in der Welt des Pensionats in ihrem Heimatort Yvetot für sie nicht vorstellbar ist. Gleichzeitig hat sie Angst, dass es ihr nicht gelingen könnte, sich diesem Milieu schnell anzupassen, weil ihr die herrschenden Umgangsformen neu sind.

Nach drei Tagen, am ersten Samstagabend gibt es für die Betreuer*innen eine Party im Keller eines Nebengebäudes. Nach einem missglückten Rock’n Roll bemerkt sie, wie sie unverwandt von ihrem Tänzer, dem Chefbetreuer H., weiter angestarrt wird. Er erscheint ihr als richtiger Mann gegenüber den anderen. Er tanzt weiter mit ihr. Als sie am Lichtschalter vorbeikommen, macht H. das Licht aus und presst seinen Mund auf ihren. Er führt sie nach draußen.

Dann geht alles sehr schnell, viel zu schnell für sie. Sie nimmt nichts anderes mehr wahr als seine Gier. „*Sie lässt sich von seinem Begehren unterwerfen, dem unbeherrschten, wilden Begehren*

45 Domenico Losurdo, *Freiheit als Privileg. Eine Gegengeschichte des Liberalismus*, PapyRossa, Köln 2010, S. 302. – Diese Freiheit wird auch beim Einsatz in den von den Deutschen eroberten Gebieten in Osteuropa festgestellt. Siehe Christian Gerlach, *Der Mord an den europäischen Juden. Ursachen. Ereignisse, Dimensionen*, C. H. Beck, München 2017, S. 138 f.

eines Mannes“ (...). Er drängt sie in ihr Zimmer und fordert sie gleich auf, sich auszuziehen. Er ist nicht zärtlich – jedoch gibt es „zwischen dem, was ihr passiert, und dem, was sie tut, [...] keinen Unterschied“ – und tut ihr weh und kann nicht in sie eindringen. Doch bleibt sie neben ihm liegen und ist ihm ausgeliefert. Sie empfindet nichts von dem, was sie sich von ihrer ersten Liebesnacht vorgestellt hat. Er ergießt sich in ihr Gesicht.

Die Ich-Erzählerin hat den Eindruck, dass das, was in dieser Nacht geschah, weder schrecklich noch beschämend war und nichts bedeutete. *Sie machte nur, wozu er Lust hatte: „Sie unterwirft sich nicht ihm, sondern einem universellen Gesetz, dem Gesetz der wilden Männlichkeit, dem sie früher oder später begegnen musste. Und wenn dieses Gesetz brutal und dreckig ist, dann ist das eben so“* (S. 46). Die 18-Jährige versteht, „dass sie in etwas rein Sexuelles eintritt“, als er ihr sagt: „Ich habe mir heute Nachmittag einen runtergeholt.“

Der nächste Tag, Sonntag, verändert alles. Das beginnt damit, dass sie der Mitbewohnerin ihres Zimmers sagt, dass sie mit dem Chefbetreuer geschlafen habe. Beim Mittagessen entzieht sie sich dem aufdringlichen Blick des 22-Jährigen, der ihr auf dem Bett gesagt hat, dass er verlobt sei, geht aber am Abend in sein Zimmer. Denn es ist „für sie undenkbar, dass sie nicht auch die nächste Nacht miteinander verbringen werden, wegen der Nacht davor“. Mit einer Bemerkung ist sie ihm dann offenbar zu nahe getreten ist. Denn sein Gesicht verfinstert sich, er verlässt das Zimmer und kommt nicht wieder. Ein Betreuerpärchen klopft an die Tür, kommt herein, und sie entdecken Annie, die sich schnell hinter der Tür verstecken will. Scham überwältigt sie. Als sich Annie vertraulich an Monique C.⁴⁶ wenden will, tut diese so, als hätte sie mit ihr nichts zu tun, und setzt sich von ihr ab: „Was? Nein! Wo haben wir denn zusammen Schweine gehütet?“ (S. 51). Annie erkennt auf einmal eine Gewissheit: „Annie D., das von den Eltern verwöhnte Mädchen, die brillante Schülerin, ist in diesem Moment das Objekt von Monique Cs und Claude Ls Verachtung und Spott, dabei möchte sie nur mit ihnen befreundet sein“ (S. 52). Das steigert sich, als sie sich vor Betreuern, die sie necken, bei H., der in einiger Entfernung steht, in Sicherheit bringen will. Der reagiert jedoch nicht und lässt sie stehen. H., „der sich die ganze Nacht an ihr befriedigt hat“, verursacht, dass sie in Panik gerät und sich verlassen fühlt. Wie betäubt landet sie abends im Schlafsack eines anderen und wird wieder zum teilnahmslosen Objekt, während sie sich nach H. sehnt, weil sie ihn noch für ihren Geliebten hält, der aber längst mit einer anderen schläft.

Sie möchte das Gefühl, das sie beim Eintritt in die Ferienkolonie hatte, nicht so einfach aufgeben:

„Sie kann nicht auf die neuen Erfahrungen verzichten, die sie seit dem ersten Tag in der Kolonie macht, auf den schwärmerischen Taumel, unter Gleichaltrigen zu leben, an einem von der Gesellschaft abgeschotteten Ort, unter der fernen, wohlwollenden Führung einer Handvoll Erwachsener. Die Begeisterung einer durch Streiche, Wortspiele und anzügliche Lieder zusammengeschweißten Gruppe anzugehören, einer Bruderschaft des Spotts und der Vulgarität. Die Euphorie, die das ganze Sein erfasst, als ob unsere Jugend durch die Jugend der anderen potenziert würde – den Rausch der Gemeinschaft“ (S. 70).⁴⁷

In diesen Zusammenhang gehört zu dieser Zeit noch die mit ihrer Zahnpasta auf den Spiegel ihres Zimmers geschriebene Aufschrift: „Hoch leben die Nutten“ (S. 66).

Diese Euphorie hat eine Kehrseite, der sich Annie D. dann genauso blind aktiv ausliefert. Als es

46 Annie Ernaux beschreibt, wie sie sich für ihre Erinnerungsarbeit vorbereitet hat. Sie hat sich alle Namen vergegenwärtigt, im Internet herauszufinden versucht, was aus ihnen geworden ist, und auch die Örtlichkeiten der damaligen Ferienkolonie aufgesucht. Sie durchstöbert auch ihren Briefwechsel dieser Zeit, um sich ihrer selbst zu vergewissern.

47 Es liegt nahe, in dem, was Ernaux hier schildert, auch die Stimmung zu erkennen, die ein anderes Phänomen französischer Jugendkultur kennzeichnet: die [Bizutage](#). Trotz Verbotes wegen einiger brutaler Vorfälle für die Gedemütigten vergeht kein Jahr, in dem nicht Vorfälle in die Öffentlichkeit dringen, die weiter auf Skandalöses hinweisen.

nämlich darum geht, einen neu angekommenen Betreuer, an dem ein böses Sex-Gerücht hängt, in der Gruppe vorzuführen, beteiligt sich Annie D. am Akt von dessen Erniedrigung. Der *Neue* wird dem Gelächter der ganzen Gruppe preisgegeben, als sich der betrunken gemachte junge Mann mit entblößtem Oberkörper auf einen Stuhl stellen muss und ihm ein Riesenphallus mit Spermatropfen auf den Rücken gepinselt wird. In der Erinnerung der Ich-Erzählerin hat sich ein Bild von „*der Gruppe der Betreuer, einem obszönen Chor, dominiert von den Jungs, ihren Stimmen, ihrem Gelächter und ihren Liedern*“ (S. 72) festgesetzt. Annie D. hatte sich dem angepasst.

Drei Wochen nach der ersten Nacht mit H. kommt es in der Nacht vom 11. auf den 12. September zu einer zweiten 1½ stündigen Begegnung mit H. in dessen Zimmer und in seinem Bett. Am nächsten Tag reist er ab, will sich aber zuvor noch von ihr verabschieden. „*Es kümmert ihn nicht, dass sie keine Lust empfunden hat, er sagt, viele Frauen würden erst nach dem ersten Kind einen Orgasmus erleben*“ (S. 76). Als sie am nächsten Morgen zum versprochenen Abschiednehmen vor seiner verschlossenen Zimmertür steht, rührt er sich nicht. Der Verdacht, dass er nur deshalb von Verabschieden gesprochen hat, um sie loszuwerden, kommt ihr nicht.

In der ihr noch in S. verbleibenden Zeit beginnt sie hemmungslos zu essen, stiehlt sogar in der Küche und empfindet dabei eine Lust, von der sie nicht mehr loskommt. Das ist das erste Anzeichen, dass sie mehr von dem berührt wurde, was ihr in der Ferienkolonie widerfuhr, als sie es sich in ihrem noch anhaltenden Stolz und Freiheitsgefühl eingestehen kann. Die Ich-Erzählerin weiß, dass die Spuren des Erlebten sich in den folgenden zwei Jahren in ihrem Körper niedergeschlagen haben. Als nämlich ihre Periode ausbleibt, weiß sie, dass sie nicht schwanger sein kann. Aber ihre Mutter besteht darauf, dass sie mit ihr zum Arzt geht. Der stellt fest, dass sie an [Amenorrhoe](#) leidet, für sie etwas, das ihre Eierstöcke austrocknet und unfruchtbar macht. Die Mutter, die einen ganz anderen Verdacht hegte und an die Ferienkolonie dachte, akzeptiert die Diagnose als eine Art Bestrafung für eine unausgesprochene dort begangene Sünde. Beide sprechen mit niemandem darüber, „*als wäre es ein unaussprechlicher Makel*“ (S. 96). Für ihre ungeheure Esslust, die sie heimsucht und die sich mit der Lust, zu stehlen, paart, findet sie selbst eine Erklärung, als ihr nach zwanzig Jahren ein Buch über [Bulimie](#) in die Hände fällt (S. 111).

In Rouen geht Annie D. nach den Sommerferien ins Gymnasium und beschäftigt sich fortan sehr mit der dort auch unterrichteten Philosophie. Sie stößt auf Simone de Beauvoir und deren bekanntestes Buch „Das andere Geschlecht“ als wichtiger Voraussetzung für den Feminismus. Einen Satz vom Schluss des Buches hält sie für sich fest: „*Ich glaube, dass sie [die Frau] zwischen der Behauptung ihrer Transzendenz und ihrer Entfremdung als Objekt wählen muss*“ (S. 119). Sie meint, die Antwort auf die Frage – die Frage fast aller Mädchen dieser Zeit – bekommen zu haben, wie man sich richtig verhält, nämlich als freies Subjekt.

Nach der Absage für die Sommerferien 1959, wieder als Betreuerin in der Ferienkolonie in S. zu arbeiten, findet sie Beschäftigung andernorts. Die Ich-Erzählerin sieht Annie D. zu dieser Zeit als gefühllos an, als jemanden, der alle Zuneigungsbekundungen der Kinder als etwas Animalisches zurückweist. Das Laster ihrer Esslust kann sie so bedeckt halten, dass es niemand merkt, obwohl sie sogar im Schlafsaal der Kinder Süßigkeiten stiehlt. „*(...) sie lebt in einer Welt, die jedes Geheimnis und jeden Geschmack verloren hat*“ (S. 124). Im September legt sie die Aufnahmeprüfung an der Fachschule für Grundschullehrerinnen ab und steht auf dem zweiten Platz von 60 Bewerberinnen, fühlt sich allerdings nie ganz zugehörig, obwohl sie sich für zehn Jahre für den Beruf verpflichtet hat.⁴⁸ In einem Praktikum im Winter wird ihr nach einer Lehrprobe bescheinigt, dass sie nicht das Zeug zur Grundschullehrerin hat. Das bringt sie wieder auf den Gedanken, es mit einem Universitätsstudium für das Gymnasiallehramt zu versuchen.

48 Sie schließt die selten gestellte Frage an: „*Wie wir alle zu Beginn unseres Lebens damit umgehen, dass wir entscheiden müssen, was wir mit unserem Leben anfangen, mit dem Moment der Entscheidung und später mit dem Gefühl, dort zu sein oder nicht dort zu sein, wo man sein sollte?*“ (S. 132).

Aber bis dahin bedarf es einer Pause, die dazu dienen soll, sich zu vergewissern, keine gescheiterte Existenz zu sein und bei den Eltern „herumzuhängen“. Mit einer Freundin R., die ebenfalls ihr Grundschulstudium abgebrochen hat, geht sie für ein halbes Jahr nach London, um als [Au-pair](#) in einer Familie unterzukommen. Sie arbeitet weiter daran, H. und die Kolonie zu vergessen. In ihrer freien Zeit geht das in der Gesellschaft von R. für Annie D. deshalb besonders gut, weil sie R. für naiv und unerfahren hält. Sie passt zu ihrem Bedürfnis, alles auf Distanz zu bringen, zumal sie seit ihrer ersten Begegnung mit Beauvoir weiß, dass sie sich dafür schämen muss, ein „Sexobjekt“ gewesen zu sein: „Wir überbieten uns gegenseitig im Demolieren von Liebe und Leidenschaft, totale Entfremdung, lächerliche Illusion.“ In einem Brief an eine Freundin schreibt sie: „Wir amüsieren uns prächtig ohne Männer“ (S. 146).

Eines der großen Amusements besteht für beide darin, in Geschäften Ladendiebstähle zu begehen und den Kitzel zu genießen, sich nicht erwischen zu lassen. Das geht gegen Ende ihres Aufenthalts jedoch einmal schief, aber nur für R., weil Annie D. sich bei diesem Gang durch ein Kaufhaus zurückhält. Die Ich-Erzählerin verortet die Ursache für diesen Zufall, den Annie D. für ein Wunder hält, in den Erfahrungen, die sie in S. machte, nämlich seither eine besondere Empfänglichkeit für die Anwesenheit und den Blick anderer – in diesem Fall: die Anwesenheit und den Blick der Kaufhausdetektivin – entwickelt zu haben (S. 151). Es kommt zu einer Gerichtsverhandlung mit Annie als Zeugin. R. wird freigesprochen:

„Die Verwarnung einer Gesellschaft, die in unseren Augen keinerlei juristische Substanz hatte und auf ihre sichtbaren Elemente reduziert war, brachte die spielerische Blase, in der wir lebten, zum Platzen. Indem es R. vor Gericht stellte und mich einen Eid schwören ließ, nahm England sich unser an und machte uns bewusst, was wir getan hatten. Der Sieg über das Gesetz erleichterte das Vergessen. R. brachte die Sache auf den Punkt, indem sie das Geschehen mit dem verglich, was im Jahr 1960 das Schlimmste für ein junges Mädchen war: Immer noch besser als schwanger geworden zu sein. Ich glaube, wir haben schnell aufgehört, darüber zu sprechen. Ein gemeinsames Geheimnis, für das wir uns schämten“ (S. 152).

R. hilft Annie D. beim Vergessen, weil sie in ihrer Gegenwart ihre Vergangenheit als „gefallenes Mädchen“ vergisst. Aus der „kleinen Nutte“, an die sich niemand mehr erinnert, ist wieder ein „anständiges Mädchen“ geworden, das seine körperliche Jungfräulichkeit erst verliert, als die junge Frau als 23-Jährige im Sommer 1963 mit einem Mann, Philippe, schläft. In seinem ersten Brief an sie erfährt sie seinen Familiennamen, den sie als Ehefrau tragen wird: Ernaux (S. 163).⁴⁹

Annie D. kann sich sehr gut erklären, was es mit der Scham, die sie nach ihren Erlebnissen mit H. und anderen in S. erst sehr spät in sich wirksam werden fühlte, auf sich hat. Es ist nicht mehr die Scham, die sie als die Tochter kleiner Ladenbesitzer empfindet. Es ist die weibliche Scham, eine soziale Scham der weiblichen Geschlechtsrolle, Objekt der Gier eines Mannes geworden, ohne sich

49 Es ist nicht auszuschließen, dass Philippe Ernaux auch der Vater des Kindes ist, das die noch unverheiratete Annie Duchesne im Oktober 1963 abtreiben lassen wird. Das ist Thema in ihrem Roman „Das Ereignis“ (2000 / dt. 2021), der 2021 verfilmt wurde ([Das Ereignis \(Film\)](#)). Zum Roman heißt es bei Suhrkamp: „Oktober 1963: Die 23-jährige Annie entdeckt, dass sie schwanger ist. Die Studentin aus bescheidenen Verhältnissen weiß: Wenn sie ein uneheliches Kind zur Welt bringt, wird sie alles verlieren. Das hart erkämpfte Universitätsstudium, die Hoffnung, dem engen, prekären Milieu der Eltern zu entkommen. Sie ist entschlossen, die Schwangerschaft zu beenden, aber im Frankreich der 1960er Jahre ist Abtreiben illegal, und so beginnt für die junge Frau ein Spießrutenlauf, der sie von der Praxis eines überheblichen Arztes ins Hinterzimmer einer zweifelhaften Engelmacherin führt und schließlich in der Notaufnahme endet. Voller Scham versucht Annie, die Kontrolle über ihr Leben zurückzugewinnen, und begegnet dabei überall erschreckender Gleichgültigkeit. Wie ist es, wenn man als Frau abtreiben will und es nicht darf? Mit schonungsloser Offenheit erzählt Annie Ernaux von ihrem eigenen Schwangerschaftsabbruch. Und von den Demütigungen, Verletzungen und Stigmatisierungen, die sie dabei erleiden musste – und die bis heute nachhallen.“

dessen bewusst gewesen zu sein und deswegen auch noch Stolz empfunden und gezeigt zu haben. Die Erzählerin nennt diese Scham „historisch“, weil sie noch nicht zu dem Slogan von 1968 passt, als Frauen öffentlich und laut zu sagen wagten, dass ihr Körper ihnen gehöre.⁵⁰ „Zehn Jahre, in den Augen der Geschichte eine kurze Zeit, aber sehr lange für ein junges Leben, Tausende von Stunden und Tagen, in denen die Bedeutung der Dinge, die Bedeutung dessen, was man erlebt hat, sich nicht verändert und man sich weiter schämt“ (S. 107). Nichts könne dem in dieser Welt Erlebten einen radikal neuen Sinn verleihen. Es bleibe einzigartig und die Scham deshalb weiter daran gebunden. Aber zwei Jahre nach der Ferienkolonie in S. kann sie wieder essen wie eh und je, und ihr Blut fließt wieder.

3.3 MIT DIDIER ERIBON ZURÜCK NACH REIMS (2009 / DT. 2016)

In „Rückkehr nach Reims“ schreibt Eribon, dass er in „Réflexions sur la question gay“ (1999) vorhatte, eine Anthropologie der Scham zu entwerfen, „mit der sich eine Theorie der Herrschaft und des Widerstandes, der sozialen Unterwerfung und Subjektivierung konstruieren lässt“ (S. 21). Das wäre im Sinne der mit dem hier verfolgten Konzept der „kolonialisierten Lebenswelt“ auch eine Theorie der Herrschaft, die die Lebenswelten der Individuen meistens streng hierarchisch organisiert und ihnen seit der Sesshaftwerdung einen je eigenen begrenzten kolonialisierten Rahmen zuweist.⁵¹ Das habe er verfehlt, weil er, anstatt den sozialen Habitus, wie ihn Pierre Bourdieu entwirft, mit dem sexuellen Habitus zusammenzudenken, nur die sexuelle Subjektivierung zum Thema gemacht und sie dabei der viel entscheidenderen sozialen Subjektivierung übergeordnet und damit überbewertet habe. Seine Rückkehr nach Reims führt ihn zur Aufarbeitung seiner Flucht aus seinem Herkunftsmilieu – der Arbeiterschaft, heute eher umfassender als „Prekariat“ bezeichnet –, das er über alle Unterschiede hinweg mit Annie Ernaux und Edouard Louis teilt und das ihn mehr beschämte als seine Homosexualität, mit der er spät, wenn auch gut und schnell umzugehen lernte.

Ich gehe davon aus, dass Annie Ernaux, wie oben dargelegt, in ihrem Roman „Geschichte eines Mädchens“ ohne den intellektuellen und theoretischen Anspruch Eribons sozialen und sexuellen Habitus zusammenführt, was einfach daran liegt, dass die weibliche Geschlechtsrolle eine entschiedene soziale Determinierung beinhaltet, von einer **männlichen oder weiblichen homosexuellen Geschlechtsrolle** jedoch nur ansatzweise gesprochen werden kann. Eribon stellt das fest, wenn er beschreibt, dass es für ihn besonderer Begegnungsorte bedurfte, wo er sich zu seiner Homosexualität bekennen und sie ausleben konnte. Denn dort sei „von vornherein klar, dass die Regeln des Selbstverständlichen außer Kraft gesetzt“ seien (S. 163).⁵² In seinem nicht als Roman, sondern im Französischen als Essai mit dem Untertitel „Une théorie du sujet“ versehenen Buch „Rückkehr“ versucht er also einzulösen, was ihm nach eigenem Bekunden in der vorausgegangenen Publikation noch nicht gelungen ist.

Das werde ich gleich mit dem ersten Auszug aus Eribons Essai über seine Ausführungen zu

50 In diesen Regeln hat die weibliche Geschlechtsrolle ihren unübersehbaren Platz und verschwindet im Unisex nur oberflächlich. – Man denke in diesem Zusammenhang aber an den Roman von Freidoune Sahebjan, *Die gesteignete Frau. Die Geschichte der Soraya Manoutchehri*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg 1992. (Siehe auch: Steinigung.) Darüber hinaus an alles, was im Jahr 2022 über den Aufstand der iranischen Frauen gegen den Mullah-Staat in die Weltöffentlichkeit dringt. Darüber hinaus an alles, was unter den Taliban in Afghanistan geschieht, wo die Frauen aus dem öffentlichen Leben und dem Bildungsangebot verbannt wurden.

51 In „Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten Wege“ (2013 / dt. 2017) gibt Eribon ein Beispiel, wie er den Begriff „kolonisieren“ auch auf seine eigene Begrenztheit anwendet, die zu überwinden ist, also „dekolonisiert“ werden muss: Bestimmte Bücher halfen ihm, „gegen die Kräfte der Unterwerfung zu kämpfen, die **meinen Geist kolonisierten** und denen ich mich unterwarf“ (S. 107).

52 Ausführlich dazu die Seiten 201-219, wo er genauer darlegt, was unter gewissermaßen exterritorialen „Cruising-Areas“ zu verstehen ist. – Ich verweise auf meine *Erzählung nach der Wirklichkeit* „Im Kellerwald und auf dem Zauberberg“, wo der im Buchenwald in Rinde schnitzende „T. K.“ sein einsames Coming-out dokumentierte und sich seinen eigenen „Begegnungsort“ im nordhessischen Kellerwald schuf.

Annie Ernaux, die er sehr gut kennt und mit der er und Louis oft zusammen abgehandelt werden,⁵³ darlegen. Der Auszug stammt allerdings aus „Gesellschaft als Urteil. Klassen, Identitäten Wege“, in dem er viele der in der „Rückkehr nach Reims“⁵⁴ angesprochenen Themen weiter verfolgt. Vorauszuschicken ist, dass Erribon erst nach dem Tod seines verhassten homophoben Vaters und nach dessen Beerdigung 30 Jahre nach seinem Schulabschluss in seine Heimat und zu seiner Mutter zurückkehrt, die ihm, ohne dass er es zur Kenntnis genommen hatte, durch ihre Arbeit Abitur und Studium ermöglichte:

„Ernaux hatte mit ihren Eltern niemals ganz gebrochen, ich hingegen schon. Der Grund dafür könnte in den unterschiedlichen Beziehungen liegen, die man als Homo- oder als Heterosexueller zur eigenen Familie unterhält. Kurz nach einem meiner ersten Besuche bei ihr in Muizon, erzählte mir meine Mutter, wie ein Nachbar sie gefragt hatte: ‚Ihr Sohn ist doch neulich zu Besuch gewesen. Ist der nicht ...‘ Sie führte den Satz nicht zu Ende, ich verstand aber sofort. ‚Woher wusste er ...?‘, fragte ich. ‚Du hast doch im Fernsehen darüber gesprochen. Brauchst dich nicht zu wundern, dass die ganze Welt Bescheid weiß.‘ Ihr Ton war nicht vorwurfsvoll, einen gewissen Subtext konnte er allerdings nicht verhehlen. Ich erkannte, dass all meine Fernsehauftritte in all den Jahren für Mutter durchaus eine Prüfung oder zumindest ein Moment der Scham gewesen waren. Im Grunde gab sie mir zu verstehen, dass ich egoistisch gehandelt hatte, dass ich nicht an sie und an meinen Vater gedacht, dass ich die beiden in große Verlegenheit gebracht hatte“ (S. 96 in „Gesellschaft ...“).

In „Rückkehr“ heißt es über seinen Vater:

„Als ich neulich herausfand, dass er einmal vor Rührung zu weinen begonnen hatte, weil ich in einer Fernsehsendung auftrat, machte mich das sprachlos. Zu sehen, wie einer seiner Söhne in eine für ihn kaum vorstellbare Sphäre des gesellschaftlichen Erfolgs vordrang, muss ihn überwältigt haben. Er, den ich als dermaßen homophob kennengelernt hatte, war daraufhin bereit gewesen, dem Blick der Nachbarn und Dorfbewohner standzuhalten und das, was er als seine eigene und als die Ehre der Familie ansah, notfalls auch handgreiflich zu verteidigen. Ich hatte an jenem Abend mein Buch ‚Réflexions sur la question gay‘ vorgestellt. Angesichts der zu erwartenden Witze und Kommentare hatte er zu meiner Mutter gesagt: ‚Wenn mir jemand blöd kommt, dann hau ich ihm auf die Fresse.‘ Mein ganzes Leben lang habe ich kein einziges Gespräch mit ihm geführt, nicht in einziges!“ (S. 28 f.).

Sein Vater hatte von seinem vierzehnten bis zum sechsundfünfzigsten Lebensjahr in der Fabrik gearbeitet, bevor er in die Frührente geschickt wurde. Wie seine Frau, die als 55-Jährige „von einem System ausgestoßen“ wurde, „das sie ein Leben lang schamlos ausgebeutet hatte“ (S. 49 in „Rückkehr“). Sein Vater war der Ansicht, dass eine Frau nicht in die Fabrik gehöre. Aber er hatte es schließlich hinzunehmen, obwohl es gegen seine Ehre ging:

„Als ‚schnippische Weibsbilder‘ oder gar ‚Luder‘ galten diese Arbeiterinnen: Frauen, die sagten, was sie dachten, und vielleicht auch ins Bett gingen, mit wem sie wollten. Diese bürgerliche Haltung gegenüber arbeitenden und mit Männern verkehrenden Frauen war in der männlichen Arbeiterschaft weit verbreitet. ‚Emanzipation‘ war ein Schreckwort, nur äußerst widerwillig gab man die Kontrolle über die eigene Partnerin für einige Stunden am Tag auf. Annie Ernaux sagt von ihrer Mutter, die als Mädchen in einer Fabrik gearbeitet hatte, diese habe größten Wert darauf gelegt, als ‚Arbeiterin, aber anständig‘ wahrgenommen zu werden. Die bloße Tatsache, dass sie

53 Siehe DLF-Kultur, 7.1.2018: „Wenn ich schreibe, sage ich alles“ Annie Ernaux, Édouard Louis, Didier Erribon – Frankreichs Schriftsteller mit Soziologenbrille. Oder: [Robert Lukenda \(2021\): Verdrängt, vernachlässigt und vergessen? Die classes populaires als neue/alte ‚Paragesellschaft‘? \(\(14\) Verdrängt, vernachlässigt und vergessen? Die classes populaires als neue/alte ‚Paragesellschaft‘? | Robert Lukenda – Academia.edu\)](#).

54 Reims steht im Titel, aber es geht um die nahe gelegene Ortschaft [Muizon](#).

zusammen mit Männern arbeitete‘, habe genügt, ‚um zu verhindern, dass man sie für das hielt, als was sie unbedingt gelten wollte: für ein ‚vorbildliches junges Mädchen‘“. Für ältere Frauen galt das genauso wie für jüngere. Berufstätigkeit war rufschädigend, ganz egal, ob die vermuteten sexuellen Freiheiten tatsächlich genutzt wurden oder nicht. Mein Vater kontrollierte aus Eifersucht nach Schichtende manchmal das Café gegenüber dem Fabrikator“ (S. 48 in „Rückkehr“).

Die Nachwirkungen deutscher Besatzungszeit zwischen 1940 und 1944 hatten auch Auswirkungen in seiner Familie, wie er von seiner Mutter erfährt, und zwar hatte ihr älterer Bruder ihr erzählt, was es mit ihrer Mutter, Didier Eribons Großmutter mütterlicherseits, auf sich hatte. Didier hatte sie in Paris, wo sie mit einem Mann lebte, den er Großvater nannte, immer wieder einmal besucht. Seine Mutter war bedrückt davon, von ihrer Mutter nach dem Krieg zurückgewiesen worden und ins Waisenhaus gesteckt worden zu sein. Ihren Vater kennt sie nicht. Mehr erfährt sie, als ihr Bruder sich weigert, für die Unterbringung ihrer Mutter in einem Altersheim aufzukommen, schließlich habe ihre Mutter sie verlassen. Es sind dann Didier und seine Mutter, die für das aufkommen, was die Sozialhilfe nicht abgilt. Erst als sie starb,

„erzählte mir meine Mutter die ganze Geschichte. Fühlte sie sich befreit, weil sie mir nun endlich all das offenlegen konnte, was sie über ihre eigene Kindheit verheimlicht hatte – und die Geheimnisse ihrer Großmutter gleich mit? Ich denke an Großmutter, diese seltsame Frau, zurück. Bei all ihrer Freundlichkeit trug sie eine Härte in sich, die man ihrem Blick ansehen konnte, die sich manchmal im Ton ihrer Stimme verriet.⁵⁵ Zweifellos hatte sie die Schrecken jenes Tages nie vergessen, die Schreie und wohl auch die Schläge. Und die darauffolgenden Wochen, als ihre Haare nachwachsen. Die Zeit, bis die Nachbarn nicht länger daran dachten und das Drama in ein Gerücht verwandelt hatte, das nur noch als raunende Anspielung auftauchte, wenn von ihr die Rede war. (...) Ihre Kinder waren sicher eine Last für sie und Mutterschaft etwas, das ihr eher geschah, als dass sie sich dafür entschied. Verhütungsmittel gab es nicht, auf Abtreibung stand Gefängnis – wo sie sich nach dem Krieg auch wiederfand, verurteilt wegen einer Abtreibung. (...) Wie und warum entschied sie sich, ihren Freund und die Kinder zu verlassen? Eine Antwort auf die Frage werde ich nicht finden. Genau wie ich nur mutmaßen kann, was sie empfand, als sie die Konsequenzen ihres Tuns zu tragen hatte und zu jenem ‚Opfer im zerrissenen Kleid‘ wurde, das [Paul Éluard](#) in seinem berühmten Gedicht über Traurigkeit und ‚Reue‘ beklagt: zu jener ‚Unglücklichen die auf dem Pflaster blieb‘, ‚entkrönt, entstellt‘“ (S. 67 ff.).⁵⁶

Sehr ausführlich widmet sich Eribon der Entwicklung seiner Bildungskarriere, die ihn seinem Herkunftsmilieu und vor allem seinen drei Brüdern entfremdete, während er gleichzeitig heftige Kritik an der Institution Schule übt, mit der er fast gebrochen hätte und mit der seine Brüder nur bedingt etwas anfangen konnten. Er schreibt, dass er „*wie durch ein Wunder*“ gerettet worden sei und meint, dass das in seinem Fall etwas mit seiner Homosexualität zu tun gehabt haben kann (S. 193). Sein älterer Bruder habe sich nahtlos in die Welt eingefügt, aus der sie kamen. Schule war für ihn Zeitverschwendung. Er brachte sie mit dem einfachsten Abschluss in der Volksschule hinter sich und wurde Lehrling in einer Metzgerei. Dann Wehrdienst, dann Heirat und sofort zwei Kinder. Eribon verstand es hingegen, sich dem Wehrdienst zu entziehen.

Seinen beiden jüngeren Brüdern gegenüber macht er sich den Vorwurf, dass er ihnen nicht behilflich war, „*die vorherrschende Logik der schulischen Selektion auszuhebeln*“, obwohl sie es geschafft hätten, die ökonomische Stellung der Eltern zu überwinden.

55 Im Folgenden ist davon auszugehen, dass die Großmutter während der Besatzung ein Verhältnis mit einem deutschen Soldaten hatte, was bei der „Befreiung“ 1944 geahndet wurde und alle Frauen betraf, was immer sie für Beziehungen, z.B. auch bei der Arbeit in der deutschen Verwaltung usw., mit der Besatzungsmacht haben konnten. Sie galten als Verräterinnen an der Nation, wurden öffentlich geschoren, durch die Straßen geführt und an den Pranger gestellt. Siehe [Horizontale Kollaboration](#).

56 Siehe [Comprenne qui voudra - Paul Éluard | Textes à tout vent \(textesatoutvent.blogspot.com\)](#).

„Die Lust am Lernen und an Büchern ist schließlich nicht in der ganzen Gesellschaft gleich verteilt, sie korreliert im Gegenteil besonders stark mit der gesellschaftlichen Umgebung und der sozialen Zugehörigkeit. Wie bei fast allen Menschen aus ihrer Umgebung führten diese Rahmenbedingungen dazu, dass sie all das, was mich wie durch ein Wunder anzog, ablehnten und von sich wiesen. Hätte ich mir darüber im Klaren sein müssen, dass sich ein Wunder, wie es mir widerfahren ist, auch wiederholen kann? Dass es gerade dort, wo es schon einmal stattgefunden hatte, gar nicht mehr so unwahrscheinlich war? (...) Hätte es gereicht, um die soziale Reproduktionsmechanik zu stoppen, die auch deshalb so effizient ist, weil die Trägheit des Klassenhabitus ihr zuarbeitet? Ich war in keiner Hinsicht ein Hüter meiner Brüder und kann nicht anders, als deshalb eine gewisse Schuld zu empfinden. Wofür es dafür ziemlich spät ist (S. 108 f.).

Die Anpassung an die Kultur der Schule und des Lernens erwies sich für mich als ein langer und chaotischer Prozess. Die körperliche und geistige Disziplin, die sie erfordert, ist nichts Angeborenes, man benötigt Zeit und Geduld, um sie sich anzueignen, gerade wenn man nicht das Glück hatte, sie schon in frühester Kindheit unbewusst aufzusaugen. Es war eine regelrechte Askese für mich, eine Selbst- oder besser gesagt, Umerziehung, die sich auch dadurch vollzog, dass ich das verlernte, was ich ursprünglich gewesen war. (...) Der Selbstbezug, den die Lernkultur erfordert, erwies sich als unvereinbar mit dem, was bei uns zu Hause üblich war. Meine erfolgreiche Integration in den Schulbetrieb hatte zur Bedingung, dass ich in eine Art Exil ging, dass ein immer deutlicher werdender Bruch entstand, der mich nach und nach immer weiter von der Welt entfernte, aus der ich kam und in der ich nach wie vor lebte. Und wie jedes Exil war auch dieses in gewisser Weise gewaltsam. Ich nahm das damals gar nicht wahr, schließlich geschah das alles mit meinem vollen Einverständnis. Wenn ich mich nicht selbst vom Schulsystem ausgrenzen wollte – beziehungsweise wenn ich nicht ausgegrenzt werden wollte –, musste ich mich aus meiner eigenen Familie, aus meinem eigenen Universum ausgrenzen. Diese beiden Sphären zusammenzuhalten, zu beiden Welten gleichzeitig zu gehören, war praktisch unmöglich“ (S. 158 f.).

Eribon beschreibt hier, was im Französischen inzwischen im Begriff des „[Transfuge de classe](#)“ so definiert ist: „Ein **Klassenüberläufer** oder sozialer oder **klassenübergreifender Überläufer** bezieht sich auf eine Person, die im Laufe ihres Lebens eine Veränderung des sozialen Umfelds erfahren hat. Das Konzept der ‚Transklasse‘ wurde von der Philosophin [Chantal Jaquet](#) geprägt (franz. Wikipedia). Anders gesagt: die Grenze der einen kolonialisierten Lebenswelt wird überquert und von einer zweiten, die eine größere Freiheit vermittelt, abgelöst. Denn die Strukturen des gesellschaftlichen Gesamtsystems bleiben erhalten, weil auch das neugewonnene Umfeld, das Eribon als ein von ihm selbst gewaltsam herbeigeführtes Exil beschreibt, nur eine Verwandlung, eine **Transzendierung** der vormaligen Lebenswelt über den kolonisierenden Zugang in eine neue Lebenswelt innerhalb des Gesamtsystems ist und ein einmal in der ursprünglichen Sozialisation angenommener Habitus nie restlos abgestreift werden kann.⁵⁷

57 Mit der Vorsilbe „trans-“ eine bewusste Anspielung auf „[Transgender](#)“. Ein Leben in völliger Freiheit ist damit nicht erreicht, weder für Didier Eribon, Annie Ernaux noch für Edouard Louis oder sonst wen, weil wir auf das soziale Leben in kolonialisierten, also an Regeln gebundene Zusammenhänge angewiesen sind. Über diese Regeln hinaus sollte die [Goldene Regel](#) einschließlich des [Asylgebots](#) weiter gelten und mit ihr das in irgendeiner Weise religiöse Gebot der Nächstenliebe, mit denen beiden jede kolonialisierte Lebenswelt und jedes Gesellschaftssystem transzendiert werden. (Dazu Anm. 59 auf S. 39.) Ansatzweise im Augenblick der revolutionären Ekstase des Gesellschaftsumsturzes, aber erst ein für allemal im Tod als entschiedenstem Gleichmacher findet das ein Ende. [Simone Weil](#) – siehe S. 4 im Vorspann – hat sich gegen das, was Menschen in gesellschaftlichen Zwängen entmündigt, aufgelehnt, weil sie es durchschaut hatte. Dem abzuhelfen überschreitet aber wohl das menschliche Maß, wobei sich die Frage stellt, ob sie den Satz von Heinrich von Kleist hätte auf sich beziehen können: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“

4 GRENZÜBERSCHREITUNGEN

4.1 EINE „TRANSE“⁵⁸ ALS „MENSCH“ IN KIM DE L’HORIZONS „BLUTBUCH“

[Lesesucht](#) oder, noch stärker, Lesewut sind Begriffe, die im 18. Jahrhundert, dem Zeitalter der „Aufklärung“, aufkamen und in den Zusammenhang der als „Schwarze Pädagogik“ bezeichneten Erziehungsbestrebungen des Bürgertums gehören.

Annie Ernaux und Didier Eribon⁵⁹ verweisen in ihren hier genannten Büchern immer wieder auf die Lektüre von Romanen und wissenschaftlicher Werke, in denen sie etwas fanden, was sie über den engen Erfahrungsraum ihrer Jugend, in dem es kaum *kulturelles Kapital*⁶⁰ im Familienumfeld gab, hinausführte.⁶¹ Lesen bedeutet für sie also genau das, was im Werdungsprozess des Bürgertums, das seinen Nachwuchs vor den „*verdorbenen*“ Sitten des Adels und den damit befürchteten Abwegen vom „*richtigen Weg*“ schützen wollte, den in Goethes Gedicht von der „Wandelnden Glocke“ das Kind schon eingeschlagen hat. Das hat sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts spätestens ab 1968 allmählich geändert, wozu der sich ausbreitende Buchmarkt mit den in Massenproduktion hergestellten und dadurch billiger und zugänglicher gewordenen Büchern entscheidend beitrug. Der Bücherschrank des Vaters mit seiner für andere unzugänglichen Nische für Bücher, die er in den Händen anderer nicht sehen wollte, weshalb der Bücherschrank auch „*Giftschrank*“ genannt wurde, hatte seinen Reiz verloren.⁶²

[Kim de l’Horizon](#), von dem im Folgenden die Rede sein soll, wird bei Wikipedia als „*eine genderfluide nichtbinäre schweizerische Person, die unter diesem Pseudonym Lyrik, Prosa und Theaterstücke verfasst*“, gekennzeichnet.⁶³ „Blutbuche“ gehört vom Ansatz des [Autofiktionalen](#) her zu den hier behandelten französischen Romanen, ist aber ganz anders aufgezüchtet und ambitionierte, lange erarbeitete, überraschende Literatur. Denn de l’Horizon versucht schon in seiner Sprachfindung seinem Ich-Erzähler eine zwischen den Geschlechtern angesiedelte Rolle zu verschaffen, wenn man so will: eine „*Cruising*-Area“ im **Meer** der Sprache, indem er / sie sich zu verflüssigen versucht.⁶⁴ Dabei steht er / sie nicht ohne Boden da. Das drückt sie / er auch damit aus dass er / sie seine Bezugspunkte in einer ausführlichen Literaturliste unter der Überschrift „*Quellen*“ (S.301 f.) seinem Buch anhängt.⁶⁵

Mit Kim als sowohl männlichem wie auch weiblichem Vornamen tritt de l’Horizon auch in der

58 Es versteht sich von selbst, dass „Transe“ hier ohne jede Abwertung benutzt wird: [Transe | bpb.de](#). (Siehe Anm. 55.)

59 Mit Pierre Bourdieu verband Eribon eine Freundschaft, die ihn veranlasste, Bourdieu daran zu erinnern, dass er in seine Soziologie über die „*feinen Unterschiede*“ doch auch persönliche Erfahrungen hätte einfließen lassen können. Das habe sich Bourdieu aber in seinem „*seriösen*“ akademischen Umfeld und dem eingefahrenen wissenschaftlichen Diskurs nicht erlauben wollen, so dass er immer auch zur Selbstzensur geneigt habe, wie er ihm antwortete (in „*Gesellschaft u. Urteil*“, S. 77).

60 Von Pierre Bourdieu geprägter Begriff: „*Die Aufteilung der Gesellschaft in Klassen wird von Bourdieu an die unterschiedliche Verfügung über die vier Kapitalsorten ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital und symbolisches Kapital sowie an Unterschiede in Geschmack und Lebensstil gebunden*“ (Wikipedia).

61 Im Buch von Edouard Louis über Eddy ist von Büchern (noch) nicht die Rede, weil er von den Erfahrungen seiner Kindheit und frühen Jugendjahre erzählt, bevor er auf eine weiterführende Schule geht. Dafür aber von den Porno-Videocassetten seines Vaters, die er sich heimlich mit anderen Jungen anschaut. (Siehe dazu [Bundeszentrale für Kinder- und Jugendmedienschutz - Startseite \(bzkj.de\)](#), die zuvor sich nur um „*jugendgefährdende Schriften*“ kümmerte und dies homophob und rückwärtsgewandt seit 1954 auch lange tat (seit geraumer Zeit nachgebessert: [Im Mittelpunkt das Kind | bpb.de](#)), aber von Frauen wie [Christa Meves](#) eifern fortgesetzt).

62 Siehe dazu [Der väterliche Bücherschrank - über Vergangenheit und Zukunft der Bildung \(pedocs.de\)](#).

63 Zu dem ihn umgebenden Skandal siehe [Kim de l’Horizon fragt Ueli Maurer: Warum bekämpfen sie mich \(nzz.ch\)](#).

64 In Anlehnung ans französische „*mère*“ für Mutter als schwyzerische „*Meer*“ („*Großmeer*“ für „*Großmutter*“) in Assoziation mit „*mer*“ für „*Meer*“.

65 Unter den Titeln selbstverständlich auch zwei von Annie Ernaux („*Mémoire de fille*“ (2016) und „*La Place*“ (1983).

Öffentlichkeit als Gestalt zwischen den Geschlechtern auf. Das hat sehr schnell die Aufmerksamkeit mehr auf ihn / sie als Person gelenkt, als dass man – dieses „man“ ersetzt er durch das kleingeschriebene „*mensch*“ – seinen Roman in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit stellt. Es ist aber sicher davon auszugehen, dass er / sie – Kim bevorzugt das Weibliche – auch mit ihrem / seinem Körper wahrgenommen werden möchte, für den eine „nicht-binäre“ Ausdrucksform gesucht wird:



Auf der Frankfurter Buchmesse 2022, nachdem sich Kim de l'Horizon vor aller Augen aus Solidarität mit den iranischen Frauen in deren Aufstand gegen das Regime das Kopfhair abrasiert hat (Imago/Star-Media)



Arne Dedert, dpa, picture alliance



DuMont Buchverlag

Der Schweizer Journalist und Autor Bruno Bötschi nahm sich am 20.10.2022 in seiner Gesprächsserie auf „Bluewin“ eines um Kim de l'Horizon entstandenen Anlasses an⁶⁶:

„Lieber Ueli Maurer, sie haben mich geschlagen“⁶⁷

Kim de l'Horizon schreibt über einen verbalen Übergriff von [Ueli Maurer \(SVP\)](#). Der Bundesrat sagte, dass er kein «Es» als Nachfolger haben möchte. Anders als viele erwartet hätten, vergibt die nonbinäre Autorin dem SVP-Politiker.

Kim de l'Horizon wurde am 30. September 2022 von zwei Männern geschlagen – der erste Mann schlug mit der Faust zu, der zweite mit Worten.

Kim de l'Horizon gewann diese Woche den Deutschen Buchpreis für den Debütroman «Blutbuch», dessen autobiografische Figur sich weder als Mann noch als Frau fühlt.

Auch Kim de l'Horizon ist nonbinär und weilte am 30. September für eine Lesung in Berlin, trug Jeans, Pulli und etwas Lippenstift auf dem Weg dorthin, als ein Mann in der U-Bahn zuschlug und sagte: «Normale Schwuchteln kann ich mittlerweile schlucken, aber du bist mir einfach zu viel.»

Sind wir so inexistent, Herr Maurer?

„Der zweite Schlag kam später und war gemeiner“, schreibt Kim de l'Horizon in der ‚NZZ‘ im Text ‚Lieber John Unbekannt, lieber Ueli Maurer, ihr habt mich geschlagen. Aber ich vergebe euch.‘ Der zweite Schlag war einer mit Worten.

Er kam vom abtretenden Bundesrat Ueli Maurer. Der SVP-Mann sagte während der Pressekonferenz, an dem er seinen Rücktritt ankündigte: ‚Ob meine Nachfolgerin eine Frau oder ein Mann ist, ist mir egal. Solange es kein Es ist, geht es ja noch.‘

Kim de l'Horizon schaute die Pressekonferenz am TV. Keine*r der anwesenden Journalist*innen habe die Aussage von Maurer kommentiert, kaum ein Medium habe danach darüber berichtet.

Dabei sei die Aussage des Bundesrates an Zynismus kaum zu überbieten, so Kim de l'Horizon. Kurz danach redete Maurer über seine Sorge um die Spaltung der Gesellschaft. ‚Wir müssen eine Einheit sein, mit unterschiedlichen Leuten zusammenleben.‘

Kim de l'Horizon fragt den abtretenden Bundesrat nun in der ‚NZZ‘: ‚Sind wir, die weder Mann noch Frau sind, wir «Es», wir trans* und nonbinären Menschen, sind wir also keine Minderheit für Sie? Sind wir so inexistent für Sie, dass Sie sich in der Spaltung der Gesellschaft nicht um uns sorgen? Offenbar existieren wir doch, sonst würden Sie uns ja nicht eigens erwähnen, als einzige Kategorie, die Sie nicht als Nachfolge haben wollen.‘

„Sie schicken mir Fäuste, ich küsse sie“

In der Folge will Kim de l'Horizon von Ueli Maurer wissen, ob er schon einmal mit einem «Es» gesprochen habe? Denn er habe es doch als Bundesrat nicht nötig, sich über andere Menschen zu erheben.

„Sie, Herr Maurer, sind genug. Gut genug. Sie sind Mann genug. Sie sind wertvoll genug.“

Und weiter: „Herr Maurer, Sie wollen mir mein Menschsein verwehren, mich nicht als vollwertiges politisches Subjekt akzeptieren. Dennoch kämpfe ich nicht gegen Sie. Ich vergebe Ihnen. Ich habe kein Interesse, zu dominieren. Ich möchte den Kreislauf von unterliegen vs. unterwerfen, von schwarz vs. weiss durchbrechen. Sie schicken mir Fäuste, ich küsse sie. Sie leugnen meine Existenz, ich blühe.“

Der Lesende spürt: Maurers Schlag tut weh. Sehr sogar. Doch anders als wohl von vielen erwartet, wirft Kim de l'Horizon – als Kind selber auch in Prügeleien verwickelt – nicht den Fehdehandschuh hin.

Stattdessen folgt nach der Vergebung ein Friedensangebot: „Ich biete Ihnen nur an, zu zeigen, wie ich lebe, und ich würde gern sehen, wie Sie leben. Denn, lieber Herr Maurer, ich lebe. Ich lebe

66 [Kim de l'Horizon nach «Es»-Aussage. «Lieber Ueli Maurer, sie haben mich geschlagen». \(bluewin.ch\)](#).

67 De l'Horizon berichtet in der ‚NZZ‘ v. 19.10.2022 unter dieser Überschrift von zwei im Herbst 2022 erlebten Übergriffen.

irrlichternd, gern, blumenwiesig, und ich lebe in Gefahr. Ich lebe, und leben heisst für mich, zu lernen. Und was heisst es für Sie?“

Der Roman, der nach etlichen Ablehnungen erst vom DuMont-Verlag angenommen und 2022 erfolgreich verlegt wurde, verfolgt keinen irgendwie chronologischen Handlungsstrang und führt mit lyrischen Einlagen, Hexengeschichten aus der Vergangenheit oder – sehr zentral und wichtig in Kapitel 3: „Die Suche nach der Mutterblutbuche“ – der Geschichte der Kultivierung der Blutbuche usw. immer wieder in verschiedene Bereiche, die sich in irgendeiner Weise für die Geschichtsschreibung des Queerseins eignen. Nora Eckert spricht in ihrer Rezension von „eine[r] geniale[n] Zumutung“ und „eine[r] fesselnde[n], anstrengende[n], ärgerliche[n] und zugleich faszinierende[n] Lektüre“.⁶⁸

Die Widmung „Für meine Meere“ ist vieldeutig.⁶⁹ Am beständigsten ist Grossmeer die Adressatin von Kim, die am Schluss wegen eingetretener Demenz in einem Heim untergebracht wird und mit ihrer Verwirrung einmal im „Prolog“ zitiert wird, als Kim mit ihr zusammensitzt: „Warum bist du eigentlich nie da?“ (S. 11).

Hier zur Einführung in den Roman die ersten Seiten von „Prolog“, der all das allen auftretenden Personen bewusste, aber nie Ausgesprochene thematisiert:

„Beispielsweise habe ich ‚es‘ dir nie offizielle gesagt. Ich kam einfach mal geschminkt zum Kaffee, mit einer Schachtel Lindt & Sprüngli (der mittelgrossen, nicht der kleinen wie üblich), oder später in einem Rock zum Weihnachtessen. Ich wusste, oder nahm an, dass Mutter es dir gesagt hatte. ‚Es.‘ Sie hatte ‚es‘ dir sagen müssen, weil ich ‚es‘ dir nicht sagen konnte. Das gehörte zu den Dingen, die mensch sich nicht sagen konnte. Ich hatte ‚es‘ Vater gesagt, Vater hatte ‚es‘ Mutter gesagt, Mutter muss ‚es‘ dir gesagt haben.

Andere Dinge, über die wir nie sprachen: Mutters riesiges Muttermal auf dem linken Handrücken, die Schwere, die Vater – wenn er von der Arbeit heimkam – ins Haus schleppte; wie einen immensen, nassen, vermodernden grossen Hirsch ins Haus schleppte; dein lautes Schmatzen, deinen Rassismus, deine Trauer, als Grossvater starb; deinen schlechten Geschmack, wenn es um Geschenke geht; die Liebhaberin, die Mutter hatte, als ich etwa sieben war, den silbrigen Ohrenring, den Mutter von ihrer Liebhaberin zum Abschied bekommen hatte, der wie eine lange Träne von Mutters Ohrläppchen bis fast an ihr Schlüsselbein reichte, als ich ihn noch anzog, um Vater zu provozieren; die unzähligen Stunden, die ich damit verbrachte – wenn ich mich unbeobachtet fühlte –, den Ohrenring von einer Hand in die andere gleiten zu lassen, den Ohrenring so in die Sonne zu halten, dass er flammende Muster an die Wände warf, meine unendliche Lust, diesen Ohrenring anzuziehen, meine unsägliche innere Stimme, die mir das verbot, meinen unendlichen Wunsch, einen Körper zu haben, Mutters unbändigen Wunsch, um die Welt zu reisen. Wir sprachen nie über Politik oder Literatur oder die Klassengesellschaft oder [Foucault](#) oder darüber, dass Mutter die [Matur](#) auf dem zweiten Bildungsweg abbrach, als ich auf die Welt kam. Wir sprachen nie darüber, dass du einen Bart gekriegt hast, als du mit Mutter schwanger warst, dass das ‚[Hirsutismus](#)‘ heisst, wir sprachen nie darüber, wie du das behandelt hast, ob du dich rasiert, gewachst oder die dunklen Haare mit der Pinzette ausgerissen hast, ob du [Antiandrogene](#) nimmst, um das Testosteron – das dein Körper ‚im Übermass‘ produziert – zu unterbinden, und wir sprachen nie darüber, wie du angeschaut wurdest, wie sehr du dich geschämt haben musst, wir sprachen sowieso nie über Scham, nie über den Tod, nie über deinen Tod, nie über deine wachsende Vergesslichkeit, wir sprachen sehr oft über die Familienalben und jedes einzelne Bild darin, allerdings sprachen wir nie darüber, wie

68 [Gender-Trouble à la Suisse - Kim de l'Horizon bringt in dem Roman „Blutbuch“, der eigentlich kein Roman ist, sondern eher eine geniale Zumutung, erklärtermaßen lauter Mütter zur Welt und demonstriert, dass sich queer zwar leben, aber kaum beschreiben lässt : literaturkritik.de.](#)

69 Siehe Anm. 62.

lächerlich Grossvater auf diesen Fotos aussieht, die er mit seiner Burschenschaft aufgenommen hat, wie komisch sie ihre Brust plustern und breitbeinig in die Kamera grinsen; wir haben nie über das Mädchen gesprochen, das bis zu einem bestimmten Alter durch die Alben geistert, meistens an deiner Hand, manchmal an einer der Hände deiner fünf Brüder, nein, wir haben nie darüber gesprochen, wohin diese jüngste Schwester namens Irma verschwunden ist. Wir sprachen nie darüber, ob es für andere Familien auch so anstrengend ist, so zu tun, als wären sie wie die anderen Familien,⁷⁰ wir sprachen nie über Normalität, nie über Heteronormativität, Queerness, wir sprachen nie über Klasse, die sogenannte ‚Dritte‘ Welt und die geheimen Geflechte der Pilze, die viel grösser und feiner sind als in unserer Vorstellung, wir sprachen nie über all die Wege, die diese Welt bereithält, die sie uns bereithält, um vor uns selbst davonzulaufen, die gewundenen Wege, die im Schatten grosser Pappeln liegenden Wege, die öden, endlosen Wege, die diese Welt umspinnen, wie ein Faden einen Fadenknäuel umspinnt, aber wir sprachen über die Wege, die alle zusammen ‚Jakobsweg‘ heissen.⁷¹

Vor einigen Wochen sassen wir auf dem Sofa, du hast mir eines der Fotoalben gezeigt. Ich habe mich gezwungen dasselbe Interesse vorzuspiegeln wie die letzten zehn Male, als du mir dieselben Fotos mit denselben Kommentaren erläutert hast. Wir schauten uns ein Foto deiner Mutter an, auf dem sie schwanger mit dir ist, ein Foto, das mich das erste Mal überrascht hat, weil da einfach eine nackte Frau zu sehen ist, in einem kleinbürgerlichen Familienalbum von 1935. Plötzlich hast du deinen Redefluss unterbrochen, mich angeschaut und gefragt: ‚Warum bist du eigentlich nie da?‘“ (S. 9-11)

Es ist nicht zu übersehen, dass dieser Roman in den Zusammenhang gehört, in dem Annie Ernaux, Didier Eribon oder Édouard Louis bekannt geworden sind und in diesem „Prolog“ alle dort verhandelten Themen angeschnitten werden. Im deutschen Sprachraum sieht sich auch [Christian Baron](#) in dieser Tradition stehen, hat aber offenbar nicht das biographische (Erregungs-)Potential – natürlich ohne sein Verschulden –, so breite Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, wie insgesamt Klassenbewusstsein oder [Prekariat](#) in Deutschland im öffentlichen Raum mit geringem kulturellen Interesse zu rechnen haben.

Kim de l’Horizon geht im Unterschied zu diesen Autoren weiter auf seiner Suche nach der Welt, in der er mit sich und seinem Körper ganz zu Hause wäre. In Kapitel 5 „Coming full spiral“ lässt er die deutsche Sprache hinter sich, die er über den ganzen Roman verteilt mit Wendungen aus dem Englischen anreichert (und **transzendiert**), und schreibt zwischen den Seiten 265 und 295 bis auf zwei Ausnahmen in Deutsch nur noch englische Briefe an seine Grossmutter – einen an seine Mutter – und einen anderen über einen glücklichen Aufenthalt mit anderen Menschen im Tessin,⁷² eingeleitet mit einem langen Zitat von Paul B. Preciado: „Vertreter des alten Sexualregimes: Setzt euch mit euren Schattenseiten auseinander und habt Spaß daran, und lasst uns unsere Toten begraben. Genießt eure Ästhetik der Herrschaft, aber versucht nicht, euren Stil in ein Gesetz zu verwandeln. Und lasst uns mit unseren eigenen Politiken des Begehrens ficken, ohne Männer und ohne Frauen, ohne Penisse und Vaginas, ohne Äxte und ohne Knarren“ (rückwärtig S. 305).

70 Dazu: „Sehr zu empfehlen in diesem Zusammenhang: das nicht in die Erstausgabe aufgenommene Kapitel aus dem ‚Felix Krull‘. Ausgerechnet Manns bisexuelle Tochter Erika hatte ihm davon abgeraten, das Stückchen drucken zu lassen. Ein Kapitel, das die multierotischen Seiten nicht nur des Hochstaplers Felix enthüllt: Da erhält dieser geschmeidige Hermes, der englische Lords, schrifstellernde Damen mittleren Alters, junge Mädchen und Zimmergenossen entzückt, an einem Abend eindeutige Angebote vom neureichen Mr. Twentymann, dessen Gattin und deren Tochter. So viel zur sexuellen Vielfalt auch in den Familien!“ (Wolfgang Brosche: Schwuler Re-Reaktionismus, 17.4.2015: [Édouard Louis’ Roman „Das Ende von Eddy“ | The European.](#))

71 Sicher gedacht als ein Weg zur Erlösung von irdischer Verstrickung, auf den mit nicht zu überlesendem ironischen Unterton Goethe sein Kind in der „Wandelnden Glocke“ zurückführen wollte.

72 In fortlaufender Seitennummerierung, für die das Buch allerdings auf den Kopf zu stellen ist, auf den Seiten 305 bis 334 in kleiner Schrift mit einem Internettranslator ins Deutsche übersetzt.

Die Briefe sind – unabgeschickt – an seine Großmutter / Mutter gerichtet und schildern, was er mit dem Freundespaar Dina und Mo, der bisexuell ist, und mit einem örtlichen Schamanen erlebt und wie er in die Natur eintauchen kann; was Schreiben für ihn bedeutet und warum und wie er es braucht; warum Großmutter in seinem Leben für ihn wichtiger war als seine Mutter, die sagt, dass sie ihn liebt wie niemand anderen in ihrem Leben; dass sie immer ziemlich viel Pinot Grigio trinken, viel lesen und sich darüber austauschen.

Einmal kommt er auf die Aufgabe zu sprechen, in die er sich als Angehöriger seiner Generation eingebunden fühlt: „ (...) *unter den offensichtlichen Wunden zu suchen (wie es so viele meiner Freunde tun). Und die Traumata unserer Familien endlich herausprudeln zu lassen, eine gemischte Flut aus Kotze und Kacke und Sperma und Blut und Spritzer und Tränen. Die Blutlinie zu durchtrennen und diese Scheiße nicht mehr weiterzugeben*“ (S. 322). Der letzte Brief, endet mit den Sätzen: „*Meine Muttersprache ist das Reden. Meine Vatersprache ist das Schweigen. Und meine eigene Sprache sind Zungen, und meine Zungen tropfen, tröpfeln, schwimmen, strömen, wurzeln, fließen*“ (S. 334).

In einem Interview mit der „Berliner Zeitung“ im Oktober 2022 kommt Kim de l’Horizon darauf zu sprechen, was er bei Lesungen für Erfahrungen macht, und gibt folgende überraschende Beobachtung wieder: „*An allen Orten kommen zum Beispiel viele Mütter, die das Buch für ihre Kinder signiert haben möchten – was mich sehr freut. Denn es ist ja auch ein Eltern-Kind-Buch.*“⁷³ Was die Leute meistens überrascht: *dass ich gerne lustig bin. In Interviews komme ich anscheinend immer sehr ernsthaft rüber. Das bin ich zwar auch, aber nicht nur. Lesungen sollen auch Spaß machen.*“⁷⁴

Am 2. Februar 2023 gab er dem Schweizer Print und Digital-Magazin „anabelle“ ein Interview. Gegen Schluss lautet eine der Fragen, was er sich wünsche. Da umreißt er in weiterem Sinn noch einmal, was er im weiter oben wiedergegebenen Prologausschnitt aus „Blutbuch“ schildert:

„Was wünschen Sie sich?

Ich bin kein Fan davon, auf Identitätskategorien herumzureiten, aber es ist wichtig, dass wir versuchen, einander zu verstehen. Dass wir unseren unterschiedlichen Erfahrungen von Gewalt und Unterdrückung, die wir haben, Raum geben, damit wir uns gegenseitig verstehen können. Wir sind verwandt, weil wir am gleichen System leiden. Und wenn man das noch ausführen will, dann muss man das Patriarchat, den Kapitalismus und den Kolonialismus als ein Machtgefüge sehen, das man nicht voneinander lösen kann.“⁷⁵

4.2 MIT SZCZEPAN TWARDOCH 1918/19 IM REVOLUTIONÄREN BERLIN

Wolfgang Sofsky, auf den ich mich ab und an beziehe und den ich in [In Kriegszeiten unterwegs mit Georgi Gospodinov, Aleš Šteger und Szczepan Twardoch](#) in Kapitel 5 „Macht, Stellvertretung und Entfremdung“ ausführlich zitiere, kommt mir bei meiner Beschäftigung mit den französischen Autor*innen, am meisten aber bei Kim de l’Horizon wieder in den Sinn. Seine zahlreichen Bücher wurden immer in renommierten Verlagen veröffentlicht. Inzwischen zieht er es vor, seine neuen Titel in Selbstverlag „*independently published*“ zu veröffentlichen. Zu diesen Titeln gehört das 2019 veröffentlichte „Macht und Stellvertretung“. Er kommt zu dem Schluss, dass wir als soziale Wesen nicht darum herumkommen, uns von Kindheit an vertreten zu lassen, und damit in Kauf

73 Das hätte noch vor einiger Zeit die „Bundesprüfstelle für Kinder- und Jugendmedienschutz“ auf den Plan gerufen. Dabei ist davon auszugehen, dass es für Kinder schwierig ist, sich durch das Buch hindurchzufinden und auch die Suche nach „Stellen“ zu mühevoll ist. Aber immerhin gibt es wohl eine Minderheit von Eltern, in der „mensch“ sich liberale Gedanken über Kinder, deren Geschlechtsentwicklung und ihre Zukunft macht.

74 [Kim de l’Horizon: „Es darf nicht sein, dass wir uns zum Schweigen bringen“ \(berliner-zeitung.de\)](#), 4.11.2022.

75 [Kim de l’Horizon: «Ich bin kein Fan davon, auf Identitätskategorien herumzureiten» - Annabelle](#) (2.2.2023).

nehmen, dass etwa aus Demokratien Oligarchien werden, aber dass der Sturz der Oligarchien in jeder Revolution den Keim neuer Stellvertretung weiter in sich trägt. Das scheint schon darin angelegt zu sein, dass Menschen weiter Kinder bekommen, die der Stellvertretung als „*physiologische, extrauterine Frühgeburten*“ ([Adolf Portmann](#)) bedürfen: „*Das Drehbuch der Oligarchie und politischen Entfremdung beginnt keineswegs erst, nachdem Ruhe eingeleitet ist. Es war niemals aufgehoben, auch nicht während des Sturzes des alten Regimes. Und es bleibt solange in Kraft, wie die letzte Revolution noch aussteht, die Aufhebung jeder Stellvertretung*“ (S. 130 f.).

Es ist also ein utopisches Unterfangen, wenn Kim de l’Horizon sich vornimmt, die „*Blutlinie zu durchtrennen und diese Scheiße nicht mehr weiterzugeben*“. Wenn er selbst auch nie Kinder bekommen oder zeugen wird, so wird Kim das Werden im Vergehen nicht unterbrechen, denn er gehört – gegen alle „völkischen“ „Umvolkungs“-Gespenster, die im Nationalsozialismus in Heinrich Himmler⁷⁶ ihren ängstlichsten und ständig wiederholten Ausdruck fanden, indem er das Verschwinden der „weißen“ arischen Rasse als Menetekel an die Wand fantasierte – jenseits der [binären Geschlechterordnung](#) einer absoluten Minderheit an. Vor dem Hintergrund der demnächst auf zehn Milliarden anwachsenden Weltbevölkerung wird das überdeutlich.⁷⁷

Szszepan Twardoch kommt dem, was Sofsky darstellt, in seinen Romanen immer wieder nahe, wenn er es in den Verwirrungen der Geschlechter und den Schwierigkeiten aufdeckt, die sich zwischen Liebenden und ihrem Rollenspiel ergeben können. Zuletzt geschah das in der Gestalt des Alois Pokora im Roman „Demut“ (dt. 2022). Dort lässt er seinen Protagonisten Alois Pokora, dessen Familienname auf Deutsch „Demut“ heißt und der sich am Schluss als einen „*Niemand*“ bezeichnet, nach seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg, seiner Verwundung, Genesung und Entlassung aus dem Krankenhaus direkt in die Berliner Revolutionswirren geraten und zu deren Teilnehmer werden.

Wie einleitend zu 4.2 schon auf den Text verwiesen wird, in dem „Demut“ insgesamt als Alois Pokoras Geschichte analysiert wird, soll hier unter Rückbezug auf Kim de l’Horizon und seinen Verweis auf Paul B. Preciado und dessen Aussage über „*eigene Politiken des Begehrens*“ auf Alois Pokoras Aufleben in der Teilnahme an der Berliner Revolution detaillierter eingegangen werden. Darüber hinaus ist der Aspekt zu berücksichtigen, dass Twardoch in Alois Pokora eine Gestalt gezeichnet hat, wie sie unter Verweis auf Didier Eribon nicht anders als „[Transfuge de classe](#)“ oder *Klassenüberläufer* oder *klassenübergreifender Überläufer* zu charakterisieren wäre und wie es Alois Pokora bei seiner Selbsterforschung auch oft genug tut.⁷⁸

Kaum von einer schweren Verletzung in den letzten Kriegswochen genesen, muss Alois Pokora, der nichts hat als seine preußische Leutnantsuniform und einen Stock zu seinem beschwerlichen Gehen, sich im chaotischen Berliner Nachkriegszusammenhang zurechtfinden. Er muss sehen, wie er überleben kann, denn in der Militärverwaltung gibt es im Chaos der Niederlage noch keinen Listeneintrag mit seinem Namen, als er sich demobilisieren lassen will: „*Ich bin ein straff geflochtener Kranz aus Verzweiflung, Angst, Einsamkeit und Verlorenheit. Über mir ist kein Gott, in mir kein Gott, keine Menschen sind neben mir, kein Mensch in mir. Ich habe niemanden*“ (S. 121).

Er hat den Eindruck, dass das Gymnasium ihm die Welt weggenommen hat, in der er am rech-

76 Himmler ragt auch in de l’Horizons Geschichte der Blutbuche hinein (S. 156).

77 Zum Nachdenken regt die Formulierung vom *Durchtrennen der Blutlinie* auf jeden Fall an, wenn sie als Metapher verstanden wird. In diesem Sinne könnte „Blutbuch“ in der Tat ein „*Eltern-Kind-Buch*“ sein, das seine Grenze in den weltweit sich immer näher rückenden Milliarden Menschen findet. Wenn es ernst gemeint ist, kann das dabei herauskommen, was Imre Kertész in „*Kaddisch für ein nicht geborenes Kind*“ schildert – siehe Seite 6.

78 Ich würde so weit gehen, zu behaupten, dass Twardoch seinen Roman in Kenntnis der hier erwähnten französischen Autoren geschrieben hat.

ten Platz gewesen wäre. Denn um das Gymnasium besuchen zu können, musste er seine Bergmannsfamilie und seine 12 Geschwister verlassen, sein Elternhaus aufgeben, eine Weile beim Pfarrer Unterweisung im Hochdeutschen bekommen, um den slawischen Akzent seines [Wasserpolschen](#) abzulegen, und dann, untergebracht im städtischen [Konvikt](#), das für ihn zu einer Mobbinghölle wird, Gymnasiast zu werden, an dem die Bürgersöhnchen ihr Mütchen für die zu verkräftenden schulischen Frustrationen kühlen konnten.⁷⁹

Bei einer Kneipenwirtin, Frau Nowotny, deren Adresse ihm die ihn betreuende Krankenschwester gegeben hat, bekommt er etwas zu essen und gleichzeitig einen Schlafplatz in ihrer engen Wohnung. Um sich nützlich zu machen, verkauft er auf der Straße Zigarren, die seine verwitwete Wirtin aus Tabakblättern an ihrem Zimmertisch dreht. Er gerät ins Visier revolutionärer Matrosen, die sich seiner Uniform annehmen und alle Abzeichen entfernen, die an Preußisches erinnern. Er schließt sich ihren Rufen an – „Nieder mit dem Kaiser!“, „Es lebe unsere sozialistische Republik!“ – und spürt zugleich Erniedrigung und Erleichterung, als er Aufnahme bei denen findet, die aus der Bahn geworfen wurden wie er:

„Ich habe kein Mitleid mit dem Kaiser. Kein Mitleid mit Preußen, den Junkern, ihren Monokeln, ihrer geschlagenen Armee, von der ich Teil war. (...) Leid tut mir Deutschland, ja, ich mache mir Sorgen um Deutschland, denn durch Flandern bin ich diesem Deutschland eingegliedert, bin in das Deutsche hineingezogen und zum Deutschtum zugelassen worden. Nicht zu jener preußischen Junker- und Magnatengesellschaft, aber zum Beispiel, fällt mir ein, zum Deutschtum eines Herrn [Ebert](#) schon, der ist ein einfacher Mann wie ich und Kanzler geworden“ (S. 131).

Als Teilnehmer an der Revolution erfüllt sich zunächst seine Vorstellung, nur jenseits überkommener Rollen und ihrem fremdbestimmten Zwang, wie er am deutlichsten im soldatischen Befehlsempfänger wirkt, in einem autonomen Selbst Erfüllung zu finden: „(...) ich schieße mit der Pistole und denke an die Guillotinerung der Könige und Kaiser dieser Welt, ich bin Spartakus, der den römischen Sklavenhater auf seinem Latifundium tötet, bin ukrainischer Kosack, bin Jakob Szela, der den Hof seiner polnischen Herrn niederbrennt, bin ein Jakobiner, der Ludwigs weißen Hals aufs Schafott bettet (...)“ (S. 255). Zuvor hieß es schon: „Die Revolution braucht mich, nicht ich die Revolution (...) Ich bin ein Nichts. Ein Niemand. Ich bin meiner Gesellschaftsklasse völlig entfremdet und in keiner höheren, überhaupt keiner anderen angekommen. Herausgerissen aus Familie, Kirche, Bergwerk, Pfarramt, herausgerissen aus dem Dorf, verpflanzt in die Städte, wo ich nie Wurzeln schlug. Herausgerissen aus Schlesien, verschlungen vom Krieg, der mich hier, in Berlin, wieder ausgeschissen hat, einer kalten, grausamen und gleichgültigen Stadt, in der ein Menschenleben nichts gilt. (...) Ich bin ein Nichts und brauche nichts, weder Staat noch Revolution noch Ordnung. Ich bin die reinste [Anomie](#). Das Chaos“ (S. 239 f.).

Das ist ein Rollenverständnis, das auf etwas anderes zielt, als dass es in der Revolution seine letzte Erfüllung finden könnte. Denn Karl Liebknecht fordert für Berlin: „Man darf nicht individualistisch an die Welt herangehen.“ Das heißt, dass auch in der Revolution Rollen gelten, die auf ein zu verwirklichendes Ziel angelegt sind. An Alois' Bedürfnissen geht das vorbei. Denn er hat erfahren, was es heißt, selbst zu handeln, ohne sein Mandat an Stellvertreter zu delegieren.

Wie sehr er in der revolutionären Zerstörungswut aufgehen mag, kommt er zwischendurch zu einer sinnlichen Erfüllung, wie er sie noch nie kennengelernt hat. Sie hat auch nichts mehr mit seiner aus der Ferne angebeteten Agnes zu tun, die ihn zu einem willfährigen Minnedienst zwingt und ihn auf Distanz hält, während sie selbst mit Liebhabern ihren Bedürfnissen nachgeht.⁸⁰

⁷⁹ Sehr spät macht er den Pfarrer für das alles verantwortlich. Denn mit dem Pfarrer hat seine Mutter einmal ihre öde Ehe gebrochen, und der Pfarrer möchte ihn nicht als Zeugen seines Fehltritts in seiner Gemeinde haben, weshalb er ihn aufs Gymnasium schickte und dafür aufkam (S. 461).

In dieser sinnlichen Erfüllung, in der Alois Pokora als Kriegsveteran und Revolutionär seine Jungfräulichkeit aufgibt und verliert, schlägt sich aber auch nieder, dass das, was Kim de l'Horizon im *Trennen der Blutlinie* und Paul B. Preciado als Dauerlösung für den *Gender-Trouble* vorschwebt, nur in Randzonen möglich ist, die es jedoch nur noch ansatzweise innerhalb der bis in die letzten Winkel erschlossenen Welt aufzufinden gibt.

Twardochs Roman ist in den Nachkriegswirren des Ersten Weltkriegs angesiedelt. Erstaunlich genug, dass er das Ausleben promisker Sexualität über das Männlich-Weibliche hinaus reichlich ausführt, das aber offenbar nur vor einem historischen revolutionären Hintergrund für plausibel hält.

In die Ruhepausen, die auch Revolutionäre brauchen, und in das unumgehbare Schlafbedürfnis sind in „Demut“ diese Inseln eingelassen, vorbereitet durch Cruising-Areas wie die „Mikado-Bar“ (S. 183). Dort haben die künftigen Revolutionäre ihr Stelldichein, ein buntes Völkchen, das schon durch die Kleidung zeigt, dass die üblichen Geschlechtsunterschiede nicht mehr gelten müssen. Da ist ein preußischer Offiziersveteran in Frauenkleidern der Wortführer, in der Bar zur „Baronin“ geworden. Immer ganz in seiner Nähe ein Zwillingsspärchen, die Salmakis, einer in Frauenkleidern, einer in Männerkleidern, für Alois Pokora, der die Bar betreten hat, nicht auszumachen, um welche/n der beiden es sich handelt. Wie nahe er den beiden auch kommt und wie intim sie werden, dabei wird es bleiben:

„Die Salmakis halten ihr neues Versprechen, in den Nächten geschehen Dinge in unserem Zimmerchen, von denen ich nicht zu träumen wagte und ganz gewiss nicht glaubte, sie können mir selbst geschehen. Ich beginne zu verstehen, was die Salmakis damit meinten, als sie sagten, sie hätten kein Geschlecht. Sie sind keine Frauen, trotz der weiblichen Biologie, es sind aber ganz sicher auch keine Männer, das ist vielleicht der Grund, warum ich keine Scham vor ihnen empfinde, so wie ich es vor jeder Frau und überhaupt vor jedem Menschen täte. In unserem Zimmerchen probiere ich auch von dem weißen Pulver, das ich vorher nicht kannte. Die Salmakis sagen, es sei Kokain. Wir lecken es vom Papier oder ziehen es durch die Nase, so wie mein Tatulek gelegentlich Tabak geschnuppft hat, das Pulver ist bitter, und diese Bitterkeit schmeckt mir gut, sie regt mich an, und auch wenn mein Körper danach auf Zärtlichkeiten nicht so reagiert, wie er sollte, befriedigen mich die Salmakis. Die Dinge, die zwischen uns geschehen, erfordern von mir keine ständige Leistungsfähigkeit.

So vergehen die revolutionären Tage. Ich bin immer ruhiger, immer entschlossener“ (S. 231).

Aber die Revolution findet ein Ende, wird niedergeschlagen, Alois Pokora wird durch das Eingreifen eines alten Bekannten – Smilo von Kattwitz – vor dem Erschossenwerden gerettet und kehrt nach Oberschlesien zurück, wo es noch Streitigkeiten und Kämpfe um den Verlauf der künftigen Grenze zwischen dem besiegten Deutschland und Polen gibt. In diesen Wirren, denen sich Alois Pokora zu entziehen versucht, weil er gar nicht weiß, auf welche Seite er gehört, wird er schließlich unversehens erschossen. Denn sein alter Bekannter Smilo, der ihn im Gymnasium vor seinen Mobbern schützte und später in Berlin rettete, ist jetzt zu seinem Verräter geworden.

Twardoch hat wohl in Alois Pokora jemanden gestaltet, dem auf Erden in seinen verschiedenen Lebensphasen nur selten und nie für lange zu helfen war. Am erfüllendsten geschieht das nicht im revolutionären Handeln selbst, sondern *„in den Nächten [...] in unserem Zimmerchen“* in sinnlicher Selbstaflösung. Endgültig aber ist ihm nicht zu helfen. Seine Demut findet nie ein angemessenes Gegenüber, dem er sich dienend und dabei doch bei sich selbst bleibend anvertrauen könnte.

In Twardochs Literatur geschieht nicht nur in diesem Roman etwas, woran die anderen Autoren dieses Kapitels nur teilweise heranreichen. Dabei ist auch dieser Roman bei aller historischen

80 Das ist auch etwas, was Alois Pokora erst sehr spät erfahren wird, nämlich als er, nachdem er eine Ehe eingegangen ist, Agnes seine Liebesergebenheit aufkündigt, weil er sie durchschaut, seine Ehe darüber aber schon wieder scheitert, weil seine Frau sich von ihm getäuscht sieht.

Verankerung in einem experimentierfreudigen Sinn *autofiktional*. Denn Twardoch gestaltet auch in seinen anderen Romanen immer wieder Protagonisten, die er in historisch bestimmten Situationen der jüngeren Vergangenheit auf Sinnsuche schickt. Diese Suche bleibt aber unerfüllt. Denn: „*Das Drehbuch der Oligarchie und politischen Entfremdung beginnt keineswegs erst, nachdem Ruhe eingekehrt ist. Es war niemals aufgehoben,⁸¹ auch nicht während des Sturzes des alten Regimes. Und es bleibt solange in Kraft, wie die letzte Revolution noch aussteht, die Aufhebung jeder Stellvertretung.*“⁸²

81 Dafür steht in „Demut“ die Figur des Smilo von Kattwitz – mit seiner schier endlosen Kette von weiteren Vornamen Walther Hinko Oskar Constantin Wilhelm Freiherr von ... –, seiner Kapitänleutnantsstellung als „*Herr Kaleun*“ in „*einer wahrhaft männlichen, von weiblicher Weichheit unverseuchten Armee*“ (S. 293). Alois Pokora kennt ihn seit seiner Gymnasialzeit und ist auf dem Rückweg aus dem Krieg und aus Berlin nach Oberschlesien einmal in dessen herrschaftlichem Anwesen seiner schwulen Annäherung ausgesetzt, der er sich nur knapp entziehen kann (S. 307 ff.). Dann verrät Smilo ihn, so dass er in eine ausweglose tödliche Lage gerät.

82 Unter anderen Vorzeichen kommt Albert Memmi, als er über den Kolonialismus schreibt, zu einer ähnlichen Schlussfolgerung, wobei die Nomina „Kolonisator“ nur durch „Stellvertreter“, „Kolonisierter“ durch „Vertretenen“ und „Kolonisation“ durch „Oligarchie“ ersetzt zu werden brauchen: „**Mit dem Kolonisierten würde auch die Kolonisation samt Kolonisator verschwinden**“ (Albert Memmi, *Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts*. Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre und einem Nachwort des Autors zur deutschen Ausgabe, Syndikat, Frankfurt a. M. 1980, S. 130): Mit dem Vertretenen würde auch die Oligarchie samt Stellvertreter verschwinden. Dem Leser / der Leserin bleibe überlassen, sich vorzustellen, in was für einem menschheitlichen Zustande er / sie sich dann befände und wie die Rollen aussähen, die dann zu spielen wären ...

NACHBEMERKUNG: WIE SOLL DAS GEHEN, DAS PATRIARCHAT VERLERNEN?

„Toxische“ Männlichkeit, eine „wahrhaft männliche, von weiblicher Weichheit unverseuchte Armee“: Man schaue sich etwa bei Wikipedia an, was den Artikelverfassern dazu einfällt:

„■ Gefühle sollten weitestgehend versteckt oder unterdrückt werden, es sei denn, es handelt sich um Wut oder Aggression. Konflikte werden durch Gewalt gelöst.

■ Ein wahrer Mann artikuliert seine Ängste und Sorgen nicht, sondern behält sie für sich.

■ Männer sind nicht überfordert oder hilflos; sie packen Probleme an und bewältigen sie, ohne andere um Hilfe bitten zu müssen.

■ Verhaltensformen, die als verweicht oder weibisch gelten (Weinen, Schüchternheit, Angst, liebevolle oder zärtliche Gesten etc.), gehören sich nicht für einen richtigen Mann.

■ Männer sind im Umgang mit anderen grundsätzlich auf Wettbewerb und Dominanz ausgerichtet, nicht auf Kooperation.

■ Ein echter Mann will immer Sex und ist auch immer dazu bereit.

■ Männer und Frauen sind grundsätzlich nicht in der Lage, einander zu verstehen oder miteinander befreundet zu sein.

■ Männer, deren Körper nicht dem maskulinen Idealbild entsprechen (breitschultrig, muskulös, hochgewachsen, schmerzresistent), werden nicht ernst genommen oder verlacht.“

Die Öffentlichkeit brauchte nicht lange darauf zu warten, dass das aus dem Englischen leicht ins Deutsche und in andere Sprachen zu bringende Adjektiv „toxisch“ in ausgedehntere Zusammenhänge geriet und so die rein männliche Geschlechtsattribuierung hinter sich lässt. So heißt es in der „Gala“-Ausgabe vom 20.06.2022 in einem Artikel von Carolin Banser, ohne dass es dafür schon lexikalisch einschlägige Einträge gäbe:

„Was ist eine toxische Person?

Ob man es mit einem toxischen Menschen zu tun hat, merkt man relativ schnell. Denn ein **toxischer Mensch hinterlässt immer ein ungutes Gefühl** in uns, ohne dass wir genau beschreiben können, was der Auslöser dafür war. Wir fühlen einfach instinktiv, dass uns der Kontakt nicht gut getan hat.

Was ist toxisches Verhalten?

Zu den **toxischen Verhaltensweisen und -dynamiken** gehören folgende Merkmale:

■ **Eskalation** von Gesprächen über Beziehungsprobleme

■ **Verbohrtheit**, Unbelehrbarkeit, Uneinsichtigkeit

■ **Grenzüberschreitungen** und Anmaßungen

■ Zuweisungen von **Schuldgefühlen**

■ **Streit** ohne Lösungsorientierung

■ Das Verbreiten von **Lügen**

■ Das Ausüben von **emotionalem Druck und Gewalt**

■ **Manipulation**

■ **Eifersucht und Missgunst**

■ **Rücksichtslosigkeit**

■ **Silent Treatment**

■ **Hoovering**

*Toxisches Verhalten ist grundlegend falsch. Und trotzdem lassen es die meisten Betroffenen über sich ergehen. Weil sie es nicht schaffen, sich von toxischen Menschen zu lösen. Ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie mitten in einer giftigen Beziehung stecken.*⁸³

Auch bei nicht ganz dichtem Herangehen an die hier vorgestellten literarischen Texte zeigt sich, dass es für die Autor*innen gar nicht zu umgehen ist, das eine oder andere oben aufgeführte Beispiel in bestimmten geschilderten Verhaltensweisen der Handelnden hervorzukehren, ja zuweilen der Handelnden gegenüber sich selbst. Das geschieht bei Gurnah, bei Louis, Ernaux und Eribon genauso wie bei Twardoch.

Personen brauchen nicht einmal ausdrücklich zu *toxischen* Zielen anderen gegenüber zu neigen, sie sogar für verachtenswert halten und können doch in Gruppenzusammenhängen an Handlungen teilnehmen, die darauf ausgerichtet sind, einzelne andere herabzusetzen, zu demütigen und, wenn es geht, dem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Man denke nur an Hamzas erste Tage bei der deutschen Schutztruppe oder an die Protagonisten der anderen Romane und von Eribons Essai. Die Autor*innen zehren im Grunde von beschämenden Situationen, in die sie ihre Gestalten geraten lassen.

Bemerkenswert aber Alois Pokoras Feststellung beim erotischen Zusammensein mit den Zwillingen: *„Ich beginne zu verstehen, was die Salmakis damit meinten, als sie sagten, sie hätten kein Geschlecht. Sie sind keine Frauen, trotz der weiblichen Biologie, es sind aber ganz sicher auch keine Männer, das ist vielleicht der Grund, warum ich keine Scham vor ihnen empfinde, so wie ich es vor jeder Frau und überhaupt vor jedem Menschen täte.“*

Es wirkt, als wäre die [Vertreibung aus dem Paradies](#) in dieser Szene zurückgenommen und als könne aus dem anderen nicht die Hölle für einen selbst werden.⁸⁴ Nähme „*mensch*“ zu Jesus Zuflucht, dann könnte man in der Erfüllung seiner Aufforderung *„Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen“* auch das Ende des Patriarchats erkennen. Oder nähme das Patriarchat wie auch alles andere in die Welt gekommene Unheil mit daoistischem Auge zurück und sähe es verschwimmen im *„Wu wei“*, im *„tätigen Nichthandeln“*.

Zurück: → [Hier](#)

83 [Toxische Beziehung: Wie Sie Warnsignale erkennen | GALA.de](#). – Dazu neuerdings in *„Psychologie Heute“*: https://www.psychologie-heute.de/beziehung/artikel-detailansicht/42593-toxische-beziehung.html?utm_source=pocket-newtab-global-de-DE: Frank Luerweg, *Toxische Beziehung*.

84 Siehe dazu Jean-Paul Sartre, [Huis clos](#).